Expedition in Amerika: B. HERDER, 19 South fifth Street, St. Louis, Mo.



Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 1. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang $ 1.75. postfrei. Januar 1877.

Inhalt: Aus dem Leben eines Paria-Missionärs des 17. Jahrhunderts. — Die Mission auf Pulo-Pinang. — Die katholische Kirche auf Neu-Seeland. — Die Christenverfolgung in Ning-ko. — Nachrichten aus den Missionen: Cochinchina; China; Ceylon; Malabarküste; Venezuela. — Miscellen. — Für Missionszwecke.

Aus dem Leben eines Paria-Missionärs des 17. Jahrhunderts.

Das Lebensbild des P. Robert de' Nobili, das wir früher unsern Lesern vorgeführt haben, zeigte uns hauptsächlich die Thätigkeit der Missionäre von Madura zur Bekehrung der höheren Kasten. P. de' Nobili war ein Brahminen-Missionär. Um sich zu ihnen Zutritt zu verschaffen, war er als angesehener Brahmine des Abendlandes unter ihnen aufgetreten, und hatte ihre Kleidung und Lebensweise im Äußeren angenommen. Allein nebenbei hatte er die Bekehrung der unteren Kasten durchaus nicht aus dem Auge verloren. Er arbeitete hiefür schon dadurch, daß er unabläßig bemüht war, seinen Neubekehrten aus den höheren Kasten die Wahrheit vorzuhalten, daß die Religion etwas von dem Kastenwesen völlig Verschiedenes und Unabhängiges sei; daß, wie es nur einen Gott für Alle gebe, ebenso eine Religion für Alle bestimmt und von Allen zu üben sei. Hiedurch allein erreichte er schon, daß die niederen Kasten an Ansehen stiegen und daß sie trotz alles bürgerlichen Standesunterschiedes, den freilich die vornehmen Inder über Gebühr hochzuschätzen pflegten, dennoch allmählich bei den höheren Kasten nicht mehr die, vom Heidenthum genährte und des Menschen unwürdige Verachtung und Behandlung auch in rein bürgerlicher Hinsicht erfuhren. P. de' Nobili hatte selbst eine große Anzahl von Parias bekehrt und die Christengemeinde von Trichinopoli z. B. zählte deren mehrere Hunderte. Doch war es für einen Brahminen-Missionär bei den herrschenden Vorurtheilen immer bedenklich, sich mit den Parias abzugeben. Er durfte es nur insgeheim und bei Nacht thun; wurde er dabei entdeckt, so stand seine ganze Wirksamkeit bei den höheren Kasten auf dem Spiel.

P. de' Nobili verfiel daher im Einverständnisse mit dem Erzbischofe von Cranganur und seinem Ordensprovinzial auf ein Auskunftsmittel. Es wurde beschlossen, außer den Brahminen-Missionären noch eine andere Klasse von Glaubensboten, die den Heiden gegenüber einen niederen bürgerlichen Rang einnehmen sollten, in's Leben zu rufen. So entstanden die Missionäre für die niederen Kasten und für die Parias, die sogenannten Pandara-Missionäre. Der Name Pandara bezeichnet Lehrer. Auch hier schloß man sich enge an eine schon bestehende bürgerliche Einrichtung an. Die Pandaras durften als Religionslehrer, ohne sich bürgerlich einer Unehre auszusetzen, mit Allen, auch den Parias verkehren, waren aber viel weniger angesehen als die Brahminen. Diese waren, um das Verhältniß annähernd nach unseren Begriffen zu bezeichnen, adelig, jene nicht. Auch die Pandara-Missionäre trugen nicht das schwarze Kleid; die schwarze Farbe flößte nun einmal den Indern einen unüberwindlichen Abscheu ein. Daher nahmen sie im Allgemeinen die Tracht der Pandaras an. In Betreff der Lebensweise waren auch die Pandara-Missionäre strenge Büßer. Sie hatten vor den Brahminen-Missionären aber den Vortheil voraus, daß sie in religiöser Hinsicht, sowohl für den Unterricht als für die Spendung der Sacramente, mit allen Kasten und nicht bloß mit denen der Brahminen und Radschas verkehren durften. Nur war es ihnen untersagt, in den Häusern der letzteren zu wohnen, mit diesen zu speisen, oder sonst in geselliger Weise zu verkehren.

Sollte es nun nicht scheinen, daß es besser gewesen wäre,

gleich alle Missionäre zu Pandaras zu machen? Denn diese standen zwar bürgerlich den niederen Kasten gleich, durften aber in Dingen der Religion auch mit den höheren in Verbindung treten. Auf diese Frage sollen uns die Missionäre selbst antworten. Hören wir, wie diese über die Frage der Brahminen- und Pandara-Missionäre urtheilten. P. Emanuel Martinez schreibt darüber 1651 an den General der Gesellschaft Jesu, P. Caraffa: „Ew. Hochwürden wissen, daß die Missionäre von Madura in zwei Klassen getheilt sind. Die einen tragen die Kleidung der Brahminen, die anderen die der Pandaras. Diese letzteren dürfen mit den Parias und zugleich mit den höheren Kasten verkehren, haben also in gewisser Beziehung etwas vor den ersteren voraus. Aber trotzdem glaube ich auf die Gefahr aufmerksam machen zu müssen, der man sich aussetzte, wollte man ausschließlich diesem Vorurtheile Rechnung tragen und in Folge davon die Stellung der Brahminen-Missionäre vernachlässigen oder aufgeben. Um das Wahre und Richtige zu treffen, müssen wir zu dem Vortheile, den die Pandaras bieten, jene Vorzüge hinzufügen, die in dem Range der Brahminen liegen. Obgleich es ersteren gestattet ist, mit den höheren Kasten in Verbindung zu treten, so flößen sie doch bei weitem nicht jene Ehrfurcht ein und genießen nicht jenen Grad von Ansehen, wie die Brahminen. Ferner, auch abgesehen davon, daß ein Brahminen-Missionär allein mehr Heiden bekehrt als zwei Pandaras, muß man die von den Pandaras gemachten Bekehrungen großentheils dem imponirenden Einflusse zuschreiben, den eine von Brahminen gepredigte und geübte Religion auf die niederen Kasten hervorbringt." Und 14 Jahre später (1665) schreibt P. Proenza, der selbst Pandara-Missionär war: „Die Station Sattiamangalam ist die blühendste der ganzen Mission; die Christen erfreuen sich hier völliger Freiheit, und die kirchlichen Feste werden mit ebensoviel Pracht begangen und verlaufen ungestört, wie in Europa. Diese Ruhe verdanken wir der Menge unserer Neubekehrten, die in jeder Kaste eine ansehnliche Zahl bilden und so im Stande sind, den Übermuth der Götzendiener von vorneherein in den gebührenden Schranken zu halten. Ferner müssen wir sie zum großen Theil dem Ansehen und der Verehrung zu Gute rechnen, die sich die mit der Leitung beauftragten Brahminen-Missionäre zu verschaffen gewußt haben. Ich freue mich, diese Bemerkung den Vorurtheilen einiger unserer Patres entgegensetzen zu können. Indem diese sich einbilden, daß unsere Brahminen-Patres in der Mission so eine Art Domherren seien, hohe Persönlichkeiten mit Glanz umgeben, deren Beschäftigung darin bestehe, im Schatten ihres Ansehens die Personen und die Unternehmungen der Pandara-Missionäre zu beschützen, so verlangen sie mit ganzem Herzen nach der Stellung dieser und empfinden einen Widerwillen vor der Annahme des Ranges jener, den sie obenein für schwer vereinbar mit der Demuth des Ordensgeistes halten. Ich wünsche mir nun freilich zu meiner Stellung als Pandara Glück; allein ich muß gestehen, daß ich von der falschen Ansicht, die ich soeben beschrieben, gründlich geheilt worden bin. Wenn auch unsere Brahminen-Patres nichts anderes thäten, als den anderen Missionären Schutz und Vorschub leisten, so wären sie schon deßhalb für den Fortgang der Mission sehr nützlich und nothwendig; allein ihre Leistungen beschränken sich nicht darauf. Ein einziger Brahminen-Pater, P. Franz Arcolini, besorgt hier Tausende von Christen, die in der ganzen Provinz zerstreut und um 20 Kirchen geschaart sind. In einem Jahre hat er allein 1000 Heiden der höheren Kasten getauft. Er genießt bei den Vornehmen dieser Gegend eine solche Achtung, daß sie ihm für Gründung neuer Kirchen bereitwillig Terrain zur Verfügung stellen." Auch der Jahresbericht des P. Andreas Freire von 1666 spricht sich in ähnlicher Weise über die Stellung und den Einfluß der Brahminen-Missionäre aus. Für die Missionäre selbst aber ist es ein ehrenvolles Zeichen, daß sie beim Beginn der Mission immer die Oberen baten, in die Reihe der Pandaras eintreten zu dürfen.

P. Balthasar da Costa, von dem wir unseren Lesern Einiges erzählen wollen, eröffnete als der erste Pandara-Missionär den neuen Stand dieser auf die Hauptmassen der niederen Bevölkerung gerichteten Wirksamkeit. Er war auch ganz der Mann, um für die besten Erfolge gegründete Hoffnungen zu geben. Schon die Art und Weise, wie er zum Berufe eines Missionärs gelangte, schien in besonderer Weise das Siegel der göttlichen Vorsehung zu tragen. Bereits während seiner Studienzeit zu Coimbra verlangte er von seinen Obern dringend, in die Mission von Indien gesandt zu werden. Allein eine Brustkrankheit stellte sich der Erhörung seiner Wünsche entgegen, und sein Unwohlsein verschlimmerte sich so, daß man an seiner Gesundheit verzweifelte. Unter solchen Umständen war natürlich an eine Abreise in die Mission nicht zu denken, zumal die Ärzte erklärten, er würde den Strapazen der Überfahrt erliegen. Eines Tages rief P. Provinzial alle Patres, die sich für die Mission in Indien gemeldet hatten, in die Hauskapelle, um dem Gebrauche gemäß daselbst die Namen und den Bestimmungsort derjenigen zu verlesen, welche mit der nächsten Schifffahrtsgelegenheit verreisen sollten. P. Balthasar fand sich auch in der Kapelle ein. Allein sein Name wurde, wie zu erwarten stand, nicht genannt. Da überfiel ihn ein heftiger Schmerz; von diesem und seinem Verlangen nach der Mission übermannt, eilt er vor, wirft sich weinend dem P. Provinzial zu Füßen und beschwört ihn um die Erlaubniß der Abreise in die Mission. „Haben Sie nur," fügte er im festen Tone des Vertrauens und der vollsten Zuversicht bei, „keine Furcht wegen meiner Gesundheit; Gott wird dafür sorgen, und er wird sich wieder einmal durch die Schwäche seines von ihm erwählten Werkzeuges verherrlichen." Die Thränen und Bitten des jungen Religiosen und sein entschiedenes Gottvertrauen verfehlten ihren Eindruck nicht; P. Provinzial sammelte sich in kurzem Gebete, und da schien ihm die Handlungsweise desselben von Gott geleitet, — er erhörte dessen Bitte. P. Balthasar reiste mit P. Mastrilli ab und langte in Indien völlig geheilt und in blühendster Gesundheit an.

Mit einem Eifer, der seinem glühenden Verlangen nach der Mission entsprach, widmete er sich nun den Verrichtungen seines heiligen Amtes. Als Pandara-Missionär hatte er sich besonders der armen und verachteten Parias anzunehmen. Da diese im ganzen Lande zerstreut lebten, so war sein Leben ein fast beständiges Hin- und Herwandern. Er reiste trotz der glühenden Hitze meist zu Fuß und fand oft kaum die bescheidenste Herberge zur Unterkunft während der Nacht. Ungeachtet aller Entbehrungen und Unbequemlichkeiten erwies sich doch seine früher so schwächliche Gesundheit so kräftig und ausdauernd, wie man es am wenigsten erwartet hätte. „Ich habe," schrieb er 1643, „trotz alles ausgestandenen Ungemaches noch nicht das leiseste Unwohlsein verspürt. Mein Gefährte P. Emanuel Alvarez macht dieselbe Erfahrung. Als er sich noch auf der Fischerküste befand, glaubten Alle, daß er einer unheilbaren

Schwindsucht verfallen sei. Trotzdem warf er sich mit apostolischem Eifer mitten in die Strapazen des Missionslebens hinein; er begann damit, einen vollen Monat unter einem Strohdach zuzubringen, wo er allem Wind und Wetter ausgesetzt war und als Nahrung nur eine Handvoll Reis und schlammiges Wasser hatte; diese neue Lebensweise hat ihn gänzlich hergestellt; er ist jetzt so vollständig genesen, daß von seinem früheren Siechthum keine Spur mehr zu bemerken ist."

P. Balthasar kann uns selbst am besten ein Bild des Lebens eines Pandara-Missionärs entwerfen; er schrieb 1653 von Tandschaur aus an seine Mitbrüder in den Collegien von Coimbra und Evora einen langen Brief, dem wir Folgendes entnehmen: „Wenn ich zu weniger großmüthigen Seelen spräche, so müßte ich Bedenken tragen, sie durch das Gemälde der Leiden des Missionärlebens zu erschrecken; aber für euch besteht diese Gefahr nicht, und überdieß ist es von Belang, im Voraus schon die Bahn zu kennen, auf der man wandeln, und die Lasten, die man tragen soll; man kann so besser seine Kräfte prüfen und seinen Muth entflammen. Ich will euch daher ganz offen und frei einen Theil dessen mittheilen, was der Missionär hier zu Lande auszustehen hat. Zunächst gibt euch das Klima hier einen Begriff von der heißen Zone; eine glühende Atmosphäre, der ihr nicht entrinnen könnt, umgibt euch, und die Strahlen, welche der gluthverbrannte Boden zurückwirft, wetteifern mit denen, die euch der Himmel direct zusendet. Herrscht dabei Windstille, so erstickt man fast; weht aber der Wind, so ist's, als käme er aus einem Gluthofen. Eine Reise bei solchem Gluthwind reicht hin, um das ganze Äußere des Menschen zu erneuern, ohne daß er dadurch gerade verjüngt würde. Wie soll man reisen? Die Furcht vor der Sonnenhitze, die gegen 9 Uhr unerträglich wird, hat euch vielleicht schon früh Morgens vom Lager aufgescheucht. Aber dann müßt ihr von 4—6 Uhr einen überreichen Thau euch gefallen lassen, der obendrein während mehreren Monaten sehr bedenkliche Folgen haben kann; wollt ihr bei Nacht reisen, so gerathet ihr fast unfehlbar in die Hände der Räuber. Wie wollt ihr zu Fuß gehen? Mit den indischen Sandalen? aber die sind für den Ungewohnten so entsetzlich unbequem, daß die Füße bald blutig sind. Also barfuß? aber die Dornen und der glühende Sand! Ich kenne einen Pater, der hätte einen solchen Versuch bald sehr theuer bezahlt. Er wollte einen Flintenschuß weit barfuß und in schnellem Lauf zurücklegen. Er war noch nicht in der Mitte des Weges und schon glaubte er glühende Kohlen unter den Füßen zu haben, mit Mühe erreichte er sein Ziel, seine Füße waren mit Brandwunden bedeckt, sein Gesicht in Thränen gebadet, die ihm der Schmerz unfreiwillig entlockte, der ganze Körper von Schweiß und Anstrengung erschöpft. In der Regenzeit fällt freilich die übermäßige Hitze weg; trotzdem sind aber die Reisen nicht weniger beschwerlich. Es braucht dann fortwährender Anstrengungen, um nicht im Schlamme stecken zu bleiben. Und wie oft stößt man sich die Füße an Dornen und Steinen blutig! Ich habe mir schon 5—6 Mal die Nägel der Zehen abgestoßen. Ich übergehe die Bäche, Kanäle, Flüsse, die man so oft zu überschreiten hat, während das Wasser manchmal bis an die Schulter reicht. So ist es also mit Klima und Reisebequemlichkeit bestellt; und mit der Wohnung? Diese besteht aus einer Lehmhütte, bedeckt mit Stoppeln oder Palmblättern, ohne Fenster und mit einer Thüre, die man für den Eingang in eine Höhle der wilden Thiere halten möchte. Die Hütte ist auch sehr niedrig und ihr müßt euch in Acht nehmen, damit ihr euch nicht den Kopf an den Dachbalken anstoßet. An Gesellschaft fehlt es nicht; nur ist sie nicht die angenehmste. Da sind weiße Ameisen, deren zerstörendem Bisse kaum Etwas widersteht, Schlangen, giftige Insekten, Ratten, Mäuse, die in aller Ungenirtheit während eures Schlafes eure Füße benagen, oder den Docht der brennenden Lampe unter Gefahr einer Feuersbrunst stehlen. Das Bett ist gleichfalls höchst einfach — eine Matte oder eine Tigerhaut auf dem Boden; findet ihr noch ein Brett zum Schutze gegen die Feuchtigkeit, so könnt ihr euch dieser üppigen Ausstattung freuen. Die Nahrung wird euch nicht viel Sorge machen; eine Handvoll Reis in Wasser gekocht, mit Pfeffer zubereitet und manchmal mit einigen bittern Kräutern gewürzt, das ist für gewöhnlich der Küchenzettel. Kommt dazu noch Gemüse, Milch, geschmolzene Butter, dann ist das ein Festdiner ersten Ranges, eine Festmahlzeit für Ostern. Höher kann es ein Brahminen-Missionär nicht geben. Wir könnten zwar als Pandaras streng genommen noch etwas Fleisch hinzufügen; da wir aber zugleich auch Büßer sind, so würde das bei den Hindu doch nur Ärgerniß erregen und wir müssen deßhalb mit dem hl. Paulus sagen: wenn die Brüder geärgert werden, so will ich in Ewigkeit kein Fleisch essen. Eine kleine Portion Fisch ist demnach der höchste Leckerbissen, den unsere Tafel tragen darf. Und dabei müssen noch die fortwährenden Reisen, die Krankenbesuche, das anstrengende Beichthören u. dergl. abgemacht werden. Die Heiden kennen keine andere Triebfeder als die Eigensucht; daher bildeten sie sich auch Anfangs ein, daß wir das Alles aus gleichem Beweggrunde auf uns nähmen: sagen wir ihnen, es geschähe bloß aus Liebe, dann sind sie wie verdutzt und legen die Hand auf den Mund, gleichsam um anzudeuten, sie seien nicht im Stande, ihr Erstaunen durch Worte auszudrücken. Damit sind wir jedoch mit dem Register der Mühen eines Missionärs noch nicht zu Ende. An die körperlichen Strapazen gewöhnt man sich leicht; aber was der Natur schwerer fällt, das sind die Verfolgungen, Verhöhnungen, Schmähungen und Mißhandlungen, denen wir, ich kann sagen, ununterbrochen ausgesetzt sind. Inmitten unserer erbittertsten Feinde leben, unter einem Volke von gemeiner Sinnesart, unter einer Regierung, die nur Willkür, Tyrannei und Unordnung ist, und die uns, wenn wir nicht oft wunderbar von der Vorsehung beschützt würden, dem Hasse und der Wuth jedes Strolches ausliefern würde, dann keinen Zufluchtsort und keinen Augenblick der Sicherheit haben, und nur das Unentbehrlichste, unser Brevier, einige Andachtsbücher und die heiligen Geräthe zum Messelesen mit auf Reisen zu nehmen: das Alles bildet zusammen genommen gleichfalls eine leidensvolle Lebensart. Schmerzlicher noch als all' dieses, und das eigentliche Kreuz des Missionärs ist es, wenn er sehen muß, wie die Christengemeinden durch die Verfolgung zerstreut werden, und Tausende von edlen Neubekehrten ihrer Güter beraubt, verbannt und allen Quälereien preisgegeben umherirren, oder wenn er bei der Beschränktheit seiner Zeit und seiner Mittel den geistlichen und leiblichen Bedürfnissen seiner Christen nicht nach Wunsch abhelfen kann."

So schildert P. Balthasar aus eigener und oftmaliger Erfahrung das Leben des indischen Missionärs.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mission auf Pulo-Pinang.

(Nach einem Brief des hochw. Herrn **Hab**, aus der Pariser Congregation für die auswärtigen Missionen.)

Die Insel, welche wir bewohnen, steht auf den Karten als Prinz von Wales-Insel, ihr ursprünglicher Name aber ist Pulo-Pinang, d. h. Insel der Arekapalmen, weil dieser Baum hier ungemein häufig ist[1]. Wegen ihrer günstigen Lage an der Malaccastraße bildet sie gegenwärtig ein Rendezvous für alle Völker; Malaien, Chinesen, Inder, Birmesen, Siamesen, Araber, Europäer, alle Nationen treffen hier zusammen. Die einen sind weiß, andere schwarz, noch andere kupferfarben oder safrangelb; die einen essen mit Gabel und Messer, andere mit Stäbchen, noch andere aus der Hand; die einen beten die Sonne an, andere den Mond; die einen errichten Tempel zu Ehren des Confucius, andere zu Ehren Gaudama's (Buddha's); diese verehren Brahma mit seinen vielen Köpfen und Armen, jene bezeichnen sich die Stirne mit dem Zeichen Siwa's oder bringen Vischnu Opfer dar, oder wenden sich an noch andere Götzen. Alle diese Religionen treten mit großem Geräusch an die Öffentlichkeit; an Processionen, convulsivischen Tänzen, lärmender Musik, Geschrei und Spektakel zu Ehren der Götzen ist durchaus kein Mangel. Wenn die Chinesen im Triumph ihren 30 Meter langen Drachen herumführen und ihn in den Straßen beim Scheine der Fackeln und dem Lärm der Tamtams seine schrecklichen Windungen machen lassen, kann man sich ein kleines Bild von einem Fest im Reiche der Finsterniß machen; ist es doch in der That die alte Schlange, die sich von den armen Verblendeten verehren läßt. Die Feste nehmen hier kein Ende. Kaum haben die Chinesen ihren letzten Kuchen verzehrt und ihren letzten Schwärmer abgebrannt, so beginnen die Muhammedaner ihre Feierlichkeiten, die jedesmal acht Tage dauern. Haben diese ihre Fahnen wieder eingezogen, ihre großen rothen oder blauen Sonnenschirme geschlossen und die zerlumpten mit buntem Papier bekleideten Baldachine, die sie durch die Straßen tragen, auseinander genommen, so beginnen die Hindus ihre Hörner zu blasen, die Luft mit den Klängen ihrer Flöten und Clarinetten und mit ihrem Geschrei zu erfüllen, und wie Besessene um ihre Götzenwagen zu tanzen und zu springen. Daran schließen sich die Feste der Siamesen und Birmesen, welche durch schreiende Farben und noch größeren Lärm die andern Götzen zu Ehren ihres Buddha ausstechen wollen.

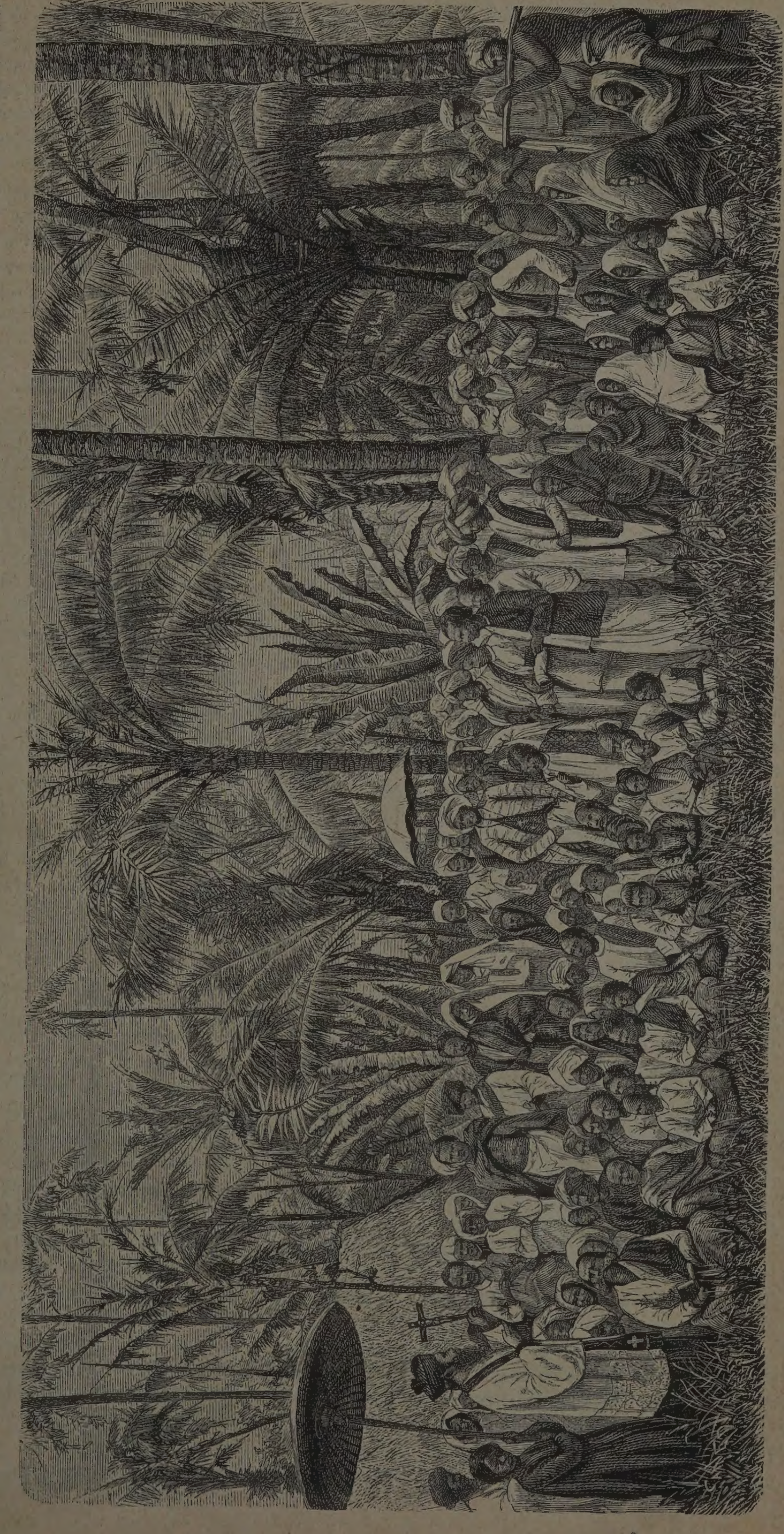
Über die Höhe der Kosten dieser Feste, oder den durch sie veranlaßten Zeitverlust, oder die damit verbundenen Unbequemlichkeiten klagt Niemand. Wenn es sich darum handelt, dem Bösen zu dienen, so werden Schwierigkeiten nicht beachtet; die Anhänger der falschen Religionen finden es ganz natürlich, daß sie ihre Religionsübungen öffentlich abhalten, und Niemand denkt daran, sie zu hindern oder sich über sie lustig zu machen. Nur der Katholik fürchtet sich kleinmüthig, sei es das heilige Kreuzzeichen zu machen, sei es sonst irgendwie seiner Überzeugung öffentlichen Ausdruck zu geben. Allerdings muß man auch sagen, daß der Katholik der Einzige ist, den man verfolgt oder verspottet. In Asien wie in Europa findet die katholische Kirche gegen sich das Schisma, die Häresie, den Mohammedanismus und die Heidenwelt in einmüthigem Bündniß. Der protestantische Prediger, der makaiische Hadschi, der buddhistische Phugni, der chinesische Bonze, der indische Pussari &c., so verschieden in ihrem Glauben und ihren Sitten, wie in ihren Kostümen, erscheinen auf der Straße, ohne daß sich Jemand um sie kümmert; der katholische Priester aber wird bemerkt, und die malaiische Straßenjugend wird ihm, falls kein Matamata (Polizeiagent) in der Nähe ist, sicher einige Schimpfwörter an den Kopf werfen. Damit aber soll nicht gesagt werden, daß wir hier weniger frei oder geachtet seien, als in andern Ländern der englischen Krone, sondern ich will nur darauf hinweisen, daß der Satan sich bemerkbar macht, sobald die katholische Kirche in's Spiel kommt. Am klarsten tritt dieß bei den Bekehrungen hervor, wie ich oft genug bemerkt habe, wenn ein Heide von der Gnade gerührt sich um Belehrung und die heilige Taufe an mich wendet. Vorher hatte er keine Verwandte und keine Freunde, jetzt aber meldet sich hier ein Oheim, dort ein älterer Bruder, anderswo eine Menge guter Freunde. Man besucht, bewacht, erschreckt ihn. „Wenn du Christ wirst, sagen wir uns von dir los und verlassen dich." Zu diesen äußeren Drohungen fügt der Satan innere Beängstigungen, und der Neophyt bedarf großen Muthes, um diesem unablässigen Drängen zu widerstehen und in seinem Vorsatz zu beharren.

Die Hindus, die zu unserer katholischen Gemeinde gehören, stammen aus den verschiedensten Provinzen Vorderindiens, von Ceylon bis nach Bombay und von der Malabarküste bis zur Coromandelküste. Sie kommen hierhin, um das bischen Reis zu verdienen, dessen sie für sich und ihre ausgehungerten Familien bedürfen; nach wenigen Jahren kehren sie meist mit ihrem kleinen Verdienst in ihre Heimath zurück. Sie sind also nur arme Arbeitsleute, die mühsam im Schweiße ihres Antlitzes ein paar Piaster erwerben. Obgleich von schwacher Constitution, sind sie doch geschickt zu mancherlei Verrichtungen. Die einen zeichnen sich aus als Köche in der Mischung der fünfzehn oder siebenzehn Gewürze, die zu einem ächten Curry gehören, die andern sind gewandte Kellner, noch andere sind Gärtner, jeder übt das Handwerk, das seiner Kaste entspricht. So haben wir noch hier die Kaste der Barbierer, die der Wäscher, die der Kletterer &c.; die letzteren müssen von den 20—30 Meter hohen Kokospalmen die schweren Früchte pflücken. Obgleich sie aus verschiedenen Gegenden stammen, verstehen und sprechen sie doch alle die schöne und reiche Tamulsprache. In ihrer Kleidung dagegen herrscht die größte Mannigfaltigkeit; während sich die neuen Ankömmlinge mit der nothdürftigsten Bedeckung begnügen müssen,

[1] Die Arekapalme wird in mannigfachen Spielarten in ganz Ostindien, besonders aber auf der malaiischen Halbinsel und den anliegenden Eilanden kultivirt. Sie hat einen schlanken Stamm von 15—20 Meter Höhe und selten mehr als 50—60 Centimeter Umfang. Vom dritten Jahre an trägt sie lange Büschel eiförmiger, orangefarbiger Früchte von der Größe eines Hühnereies. Die Kerne dieser Nüsse bilden nächst dem Reis einen der wichtigsten Handelsartikel Hinterindiens. Sie werden gewöhnlich in 4 Stücke zerschnitten, getrocknet, in ein Blatt des Betelpfefferstrauches eingewickelt und mit etwas Katechu und Kalk gekaut. Diese Sitte des Betelkauens ist in ganz Indien, auf den Sunda-Inseln und im südlichen China verbreitet; tausende von Tonnen mit Arekanüssen kommen jährlich in den Handel. Das Betelkauen gilt als gesund und färbt — was als eine Schönheit von den Malaien betrachtet wird — die Zähne schwarz und den Gaumen und die Lippen ziegelroth.

bis sie ihr Reisegeld abverdient haben, verwenden die Andern auf ihre Kleidung eine gewisse Sorgfalt, denn die Hindus und noch mehr die Hindufrauen haben für schöne Kleider und Schmuckgegenstände eine sehr ausgesprochene Vorliebe. Sie tragen nicht nur Armbänder und Goldringe um die Knöchel, sondern auch Ohrgehänge, Goldplatten auf dem Hinterkopf, Edelsteine in der durchbohrten Nase, und womöglich noch Gold oder Silbergürtel. Manche von ihnen klirren beim Gehen in ihrem Gold- und Silberschmuck, wie einst die alten Ritter in ihren Eisenpanzern.

Die Hauptfeierlichkeit des ganzen Jahres ist das Fest des großen Apostels Indiens, des hl. Franziscus Xaverius. Am ersten Tage der Vorbereitungs-Novene findet der Kodi jetam, d. h. die Aufpflanzung der Fahne statt. Nachdem der Katechist die Litanei des Heiligen vorgebetet hat, ertönt ein Kanonenschuß und bei diesem Signal erhebt sich an einem hohen vor der Kirche errichteten Mastbaum die Fahne des heiligen Apostels. Während der Novene kommen die Gläubigen fleißig zu den Andachten, aber der Hauptzusammenfluß ist natürlich am Feste selbst. Aus der ganzen Umgegend, von jenseits der Berge, mehrere Stunden weit, und sogar vom Festland strömen sie herbei, um ihren Patron zu verherrlichen. In der Kirche gibt's keine Bänke oder Stühle, eine Matte genügt, auf der sie sich in langen Reihen lagern. Jeder singt hier sein eigenes Lied oder drückt auf andere beliebige Weise seine Andacht aus, bis der Katechist erscheint und das Morgengebet und den Rosenkranz vorbetet oder vielmehr vorsingt. Nach Beendigung dieses Wechselgebetes oder Wechselgesanges halte ich ihnen eine kleine Anrede, bei welcher neben der Eleganz des Stiles — denn die Tamulen halten viel auf eine schöne Sprache — das Vorzeigen von Bildern dazu dienen muß, die Aufmerksamkeit rege zu halten und die Geheimnisse zu verdeutlichen. Fällt einer, ermüdet von der langen Reise, in Schlaf, so verfehlt der



Eine Predigt des P. Hab auf Pulo-Pinang.

Nachbar nicht, ihn durch einen Stoß mit dem Ellbogen zu seiner Pflicht zurückzuführen. Während der Messe begleiten die Hindus den Priester nicht nur mit ihren Blicken, sondern auch mit ihren Geberden; beim Dominus vobiscum z. B. breiten alle die Arme aus und falten dann die Hände. Es ist nicht nöthig, dem Hindu zu beweisen, daß nebst der Seele auch der Körper sich am Gottesdienst betheiligen muß; nur thut er dieß auf seine Weise. Nach Beendigung der heiligen Messe wird noch einmal die Litanei des Heiligen gebetet, und damit nimmt die religiöse Feierlichkeit ihr Ende, um geräuschvollen Lustbarkeiten Platz zu machen.

Die Hindus lieben sehr die kirchlichen Feste; leider aber sind die meisten hier in abhängigen Stellungen und wohnen in so weiter Entfernung, daß sie nicht regelmäßig den sonntäglichen Gottesdienst besuchen können; einzelne kommen sogar während des ganzen Jahres nicht zur Kirche, nämlich jene, die in den 4—8 Stunden entfernten Pflanzungen auf dem Continent beschäftigt sind. Daher muß ich jährlich ein- oder zweimal alle entfernteren Plantagen besuchen, um den dortigen Katholiken die Möglichkeit zur Erfüllung ihrer religiösen Pflichten zu gewähren. Die englischen Plantagenbesitzer erleichtern mir nach Kräften den Besuch dieser Kulis, und wenn ich keinen passenden Saal zur Abhaltung des Gottesdienstes finde, dient mir der herrliche Palmenwald als Gotteshaus.

Die katholische Kirche auf Neu-Seeland.

1. Entdeckung Neu-Seelands.

Es war am 13. December 1642, als der holländische Seefahrer Abel Tasman auf seiner Reise zur Aufsuchung des sagenhaften großen Südlandes mit seinen beiden Schiffen das Westgestade der südlichen von den beiden großen Inseln erreichte, welche wir jetzt Neu-Seeland nennen. Er sendete Boote zum Wasserholen an's Land; diese kehrten zurück, gefolgt von mehreren Piroguen, die mit Eingeborenen stark bemannt waren. Gegenseitig beobachteten sich die Holländer und die Insulaner mit großem Mißtrauen und forderten gleichsam einander heraus, indem die Eingeborenen auf ihren Seemuscheln bliesen und die Europäer mit Trompetensignalen antworteten. Als Tasman sah, daß jene sich stets in respektvoller Entfernung hielten, schickte er von seinem Schiffe aus ein Boot mit einem Offizier und sechs Matrosen zu dem zweiten Schiffe, um eine Botschaft zu überbringen. Kaum bemerkten dieses die Eingeborenen, so flogen sie mit ihren Piroguen pfeilgeschwind herbei und fuhren so heftig gegen das Boot, daß dieses umschlug; vier der Matrosen tödteten sie sodann mit Keulenhieben, der Offizier und die beiden andern retteten sich schwimmend auf das Schiff. Tasman ließ zwar gegen die Piroguen einige Kanonenschüsse abfeuern, durch welche mehrere Insulaner getödtet wurden; aber da er nicht mehr hoffen konnte, mit den Eingeborenen in freundschaftliche Verbindung zu treten, verließ er das ungastliche Ufer, nachdem er der Bai den Namen Mörder-Bai (Moarderar Bay, Massacre Bay) [1] gegeben, den sie noch neben ihrem heutigen Namen Golden-Bai führt. In nördlicher Richtung verfolgte er das Gestade weiter bis zum nördlichsten Cap der Nord-Insel, das er nach dem Namen seiner Braut, C. Maria Van Diemen, nannte. Weil Tasman meinte, er habe hier einen Theil des großen Süd-Continents aufgefunden, gab er dem Gebiete den Namen Staatenland, allein als man bald diesen Irrthum entdeckte, erhielten die Inseln die heute übliche Benennung Neu-Seeland.

Dieses war das erste Zusammentreffen der Europäer und Neu-Seeländer; Cook und Surville wurden 127 Jahre später nicht besser empfangen. Am 8. October 1769 gelangte Cook auf seiner ersten Entdeckungsreise an die Ostküste der Insel und landete in der Poverty- (Turanga-) Bai [2]. Gleich am ersten Tage kam es zu einem blutigen Zusammenstoß, bei dem ein Eingeborener erschossen wurde; am folgenden Tage ging es nicht besser. Trotzdem unternahm es Cook, das entdeckte Land näher zu untersuchen, und während eines sechsmonatlichen Aufenthaltes gelang es ihm, die Küsten der zwei (bezw. drei) Hauptinseln der Gruppe so vollständig aufzunehmen, daß spätere Seefahrer nur wenig mehr zu verbessern hatten.

Im nämlichen Jahre mit Cook landete der Franzose Surville an der Ostküste (December 1769); zwar waren einige seiner Leute anfangs freundlich aufgenommen worden, aber weil er meinte, die Eingeborenen hätten ihm ein vom Sturme verschlagenes Boot geraubt, nahm er den Häuptling, welcher die französischen Matrosen gastfreundlich bewirthet hatte, als Gefangenen mit sich auf sein Schiff, wo derselbe bald dem Heimweh erlag. Die Rache hiefür blieb nicht aus. Im Monat Mai 1772 landeten wieder zwei Schiffe der Wiwi (Oui-Oui; diesen Namen gaben die Neuseeländer den Franzosen) unter dem Kapitän Marion in der Insel- (Islands-) Bai [1], ganz nahe dem Orte, wo Surville seine Händel mit den Eingeborenen gehabt hatte. Die Neuseeländer nahmen wieder die Fremdlinge freundlich auf und unterstützten sie bei ihren Arbeiten; allein diese Freundlichkeit war nur Verstellung, um die Franzosen sicher zu machen. Sobald sie dieses Ziel erreicht hatten und Marion mit 16 Matrosen unbewaffnet an's Land kam, wurden sie von den Wilden überfallen, getödtet und aufgefressen; ebenso erging es der Mannschaft eines zweiten Bootes, das ausgeschickt war, Marion und dessen Begleiter aufzusuchen. Ergrimmt richteten jetzt die Franzosen ein großes Blutbad unter den Neuseeländern an, verbrannten viele ihrer Dörfer, vernichteten deren Pflanzungen und steigerten dadurch nur den Haß. Im folgenden Jahre wurde wieder das Boot eines französischen Schiffes abgefangen, die Mannschaft getödtet und gefressen.

Etwas besser scheint sich das Verhältniß zu den Engländern gestaltet zu haben; bereits 1795 blieben einige englische Matrosen an der Küste Neuseelands zurück und zu ihnen gesellten sich verwegene Abenteurer, entsprungene Sträflinge, rohe Walfischfänger 2c. Weil diese erste europäische Niederlassung zu Kororarika, an der Inselbai, trefflich gedieh, entstanden bald ähnliche Sammelplätze verwilderter Europäer an andern Punkten der Küste. Daß indessen solche Ansiedler auf die Sitten der Eingeborenen nicht günstig einwirken und denselben keine

[1] 173° östlich von Greenw., 40° 40′ südl.

[2] 178° östlich von Greenw., 38° 35′ südl.

[1] 174° 20′ östlich von Greenw., 35° 10′ südl.

gute Meinung von der europäischen Civilisation einflößen konnten, ist selbstverständlich. Von einer Mission auf Neu-Seeland ist während des ganzen 18. Jahrhunderts noch keine Spur; erst im Beginn des 19. machen die Protestanten zuerst den Versuch zu einer solchen. Bevor wir jedoch davon reden, müssen wir uns zuerst Land und Leute ein wenig ansehen.

2. Geographisches.

Der Archipel, welcher den Namen Neu-Seeland führt, erhebt sich etwa 200 geogr. Meilen östlich von der Küste Australiens und Tasmaniens [1]. Er besteht aus zwei großen und vielen umliegenden kleinen Inseln, von welchen letztern die südlichste,



Stewart-Insel oder Rakiura, die übrigen so sehr an Größe überragt, daß man früher immer von drei großen Inseln sprach. Der ganze Archipel hat einen Flächenraum von nahe 5000 Quadratmeilen, also etwas mehr als Italien und Sicilien, an deren Stiefelgestalt es auch erinnert, nur daß hier der Fuß gegen Nordwesten, bei Italien dagegen gegen Südwesten gerichtet ist und Sicilien hier durch eine Halbinsel repräsentirt wird. Auch darin hat Neuseeland eine gewisse Ähnlichkeit mit Italien, daß ein hohes Gebirge die ganze Südinsel, welche dem nördlichen Ita-

[1] Zwischen 34° 30' und 47° 30' südl. Br., 166° 30' und 178° 50' östlich von Greenw.

lien entspricht, durchzieht, und die Nordinsel, welche Süditalien und Sicilien darstellt, an Vulkanen reich ist, von denen der höchste, der Ruapahu, dem Ätna an Höhe fast gleichkommt. Von den Hauptinseln ist die Mittel-, oder wie sie jetzt gewöhnlicher genannt wird, Süd-Insel die größere; bei den Eingeborenen heißt sie Te-Wahi-Punamu, d. h. Ort des Grünsteins, welcher hier häufig ist; die Engländer nannten sie ehemals New-Munster; sie übertrifft um etwa 600 Quadratmeilen die Nord-Insel (Te-ika-a-maui — der Fisch des Maui — oder Ahi-na-maui, New-Ulster).

„Der Seefahrer, welcher sich der neuseeländischen Küste nähert, gewahrt schon aus weiter Ferne die in die Regionen des ewigen Schnees hineinragenden Gipfel der vulkanischen Kegelberge im Norden, oder die zerklüfteten, zackigen, eis- und schneebedeckten Hörner und Spitzen der neuseeländischen Alpen im Süden. Führt er aber sein Schiff in einen der vielen guten Häfen des Landes, so wird er mit Staunen erfüllt, wenn er in die romantischen Wildnisse des Urwaldes eindringt, oder die Gegenden besucht, in welchen ‚der Pulsschlag des Erdkörpers‘, die Arbeiten der nimmer rastenden unterirdischen Kräfte, sich in mannigfaltigeren Formen offenbart, als irgendwo sonst auf der ganzen weiten Erde; oder er wird von Entzücken hingerissen bei dem Anblick blumiger Wiesen und lachender Fluren, wenn er sich den Wohnsitzen europäischer Kolonisten nähert; oder endlich er wird sich in die wildesten Gegenden der europäischen Alpenwelt versetzt glauben, wenn er die Gletscher Neu-Seelands und seine Bergriesen erklettert.“ [1]

Großartig in der That ist die vulkanische Thätigkeit auf der Nordinsel; allerdings sind von den vielen Vulkanen, deren Krater einst die Insel von Meer zu Meer durchsetzten, nur mehr zwei thätig, der Ruapahu und der Whakari, aber zwischen und an ihnen gibt es eine solche Menge von Solfataren, Dampfhöhlen, Seen mit siedend heißem Wasser und heißen Quellen, daß wir etwas Ähnliches nur in dem jüngst entdeckten Geysirgebiete Nord-Amerika's wiederfinden. Nördlich, am Fuße des Ruapahu, liegt der Tauposee; von hier bis zur Ostküste an der Bay of Plenty, d. h. auf einer Strecke von mehr als 20 Stunden, ist die Erde an hunderten von Stellen von den vulkanischen Kräften durchbrochen. Gleich an der südwestlichen Ecke dieses Sees sprudelt heißes Wasser von 52°, 62° und 67° C. aus dem Felsen hervor, und etwa 150 Meter oberhalb dieser Quellen dampft der Berg aus unzähligen Klüften, und unter einem Lärm, „wie wenn hunderte von Dampfmaschinen im Gange wären“, strömt überall kochendes Wasser hervor; die Bewohner eines Dorfes auf der Höhe benutzen die Dampflöcher als Kochöfen. Nur ein paar Stunden weiter steigt aus einer kesselförmigen Vertiefung eine Säule siedendheißen Wassers von einem halben Meter Durchmesser unter gewaltigem Zischen mehr als 12 Meter in die Höhe. Merkwürdiger noch sind die Springbrunnen vom Orakeikorako am Waikato. Steil abstürzende Berge treten dicht von beiden Seiten an den Fluß, dem sie nur ein ganz schmales Thal übrig lassen, durch welches die Wogen in zahlreichen Stromschnellen schäumend und brausend dahinschießen. „An beiden Ufern aber steigen auf einer Strecke von beinahe einer halben Stunde überall weiße Dampfwolken empor, und eine Menge Brunnen, alle von einer weißlichen Steinmasse umschlossen, wird



Terrassenförmige Teiche am Te-Tarata auf Neu-Seeland.

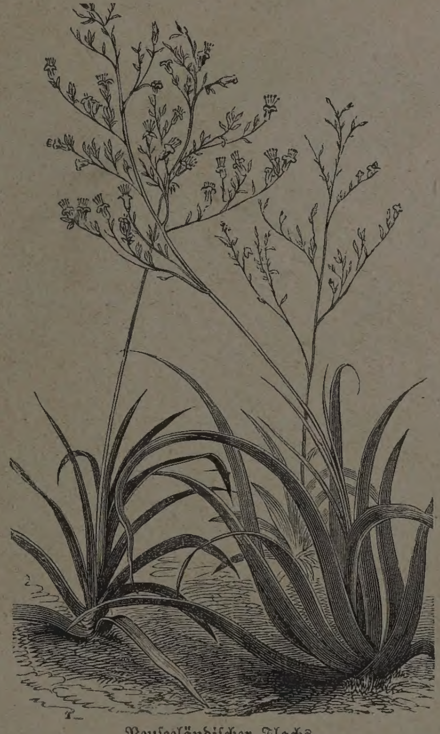
[1] Christmann, Neu-Seeland, das Großbritannien der Südsee. Leipzig 1873 S. 116.

sichtbar. Die Brunnenwände, aus mannigfach gestalteten Kieselsintermassen bestehend, sind überall vom Wasser selbst aufgebaut. Da erhebt sich plötzlich aus einem dieser Brunnen ein dampfender Wasserstrahl vielleicht 8—10 Meter hoch in die Luft, nach einigen Minuten sinkt die Springquelle wiederum und fast im nämlichen Augenblick fängt eine zweite zu spielen an; manchmal springen drei oder vier zu gleicher Zeit, eine unten am Fluß, die andere auf einer höher gelegenen Terrasse, die dritte gegenüber auf dem andern Ufer und so geht das wunderbare Spiel unaufhörlich fort ... Die Sinterablagerungen schillern dabei in den buntesten Farben, weiß, gelb und roth, und bedecken manchmal ziemlich große Strecken." [1] Sehr hübsch sind diese Ablagerungen namentlich an dem Te-Tarata, dem „tätowirten Felsen". Etwa 25 Meter hoch liegt hier ein Sprudel, welcher im Laufe der Jahrhunderte eine Fläche von etwa 6 Morgen in ein System von Kieselsinterterrassen verschiedener Höhe verwandelt hat, die einen ungemein malerischen Anblick gewähren. Sie sind blendend weiß, wie aus Marmor gehauen, und bilden eine Anzahl halbrunder Becken mit erhöhtem Rande, von welchem feine Tropfsteinbildungen auf die tiefere Stufe herabhängen, während die Teiche selbst mit dem durchsichtigsten, blau schimmernden Wasser gefüllt sind. Es sind die schönsten Badeplätze, und man kann sie tief und seicht nach Belieben sich aussuchen.

Nicht minder merkwürdig als der vulkanische Charakter der Nordinsel ist die gebirgige Natur der Südinsel. Auf ihrer ganzen Länge nämlich wird sie von einer gewaltigen Gebirgskette durchzogen, deren höchster Punkt, der Mount Cook, mit 4025 Metern beinahe den Montblanc erreicht, während in den Thälern großartige Gletscher sich weit herabschieben. Schroff und steil fallen die Berge gegen die Westküste herab und bieten mit ihren an manchen Orten 1000—1200 Meter hohen senkrechten Felswänden einen imposanten Anblick.

Indessen darf man nicht meinen, daß die beiden großen Inseln wegen ihres vulkanischen oder ihres alpinen Charakters unfruchtbar seien; im Gegentheil können sie ihrem größten Umfang nach mit den gesegnetsten Ländern der Erde an Fruchtbarkeit sich messen. Sie liegen ungefähr in der nämlichen Breite auf der Südhalbkugel, wie Italien auf der Nordhälfte, und haben deßhalb in den niedrigeren Gegenden ein ungemein mildes, und da die Hitze des Sommers wie die Kälte des Winters durch das umgebende Meer gemildert wird, auch ein sehr stetiges Klima; die Nordinsel hat eine mittlere Jahrestemperatur von $15\frac{1}{2}^0$, die Südinsel eine solche von $10\frac{1}{2}^0$ C.

Nicht ganz mit Unrecht, wenngleich ein wenig übertrieben, hat man daher wohl Neu-Seeland als ein wahres Paradies geschildert, in dem ein ewiger Frühling herrsche und das in den meisten seiner Theile einen wahren Garten bilde. Schon Cook bewunderte die prachtvollen, immergrünen Wälder mit ihren vielfach seltsamen Pflanzen und großartigen Baumriesen. Die **Pflanzenwelt** ist in der That eine eigenthümliche, indem sich indische, australische und südamerikanische Gewächse hier treffen. Nichts fällt dem Ankömmling auf Neu-Seeland mehr auf als das Vorherrschen der Farrenkräuter und der strauchartigen Gewächse, während eigentliche Wiesengründe fast ganz fehlen. Die Felder, welche, von Weitem erblickt, Weiden und Rasenplätze zu sein schienen, zeigen sich, wenn man näher hinzukommt, mit mannshohen Sträuchen und vorzüglich mit einer gleichhohen Farrenart (Pteris esculenta) bedeckt, deren eßbare Wurzel früher den Eingeborenen einen Haupttheil ihrer Nahrung lieferte. Nur mit Mühe dringt man durch dieses Farrendickicht, und gelangt man in den Wald, so sind es wieder die baumartigen Farren mit ihren prächtigen Kronen und die auf den Stämmen schmarotzenden Polypodien, welche die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Unter den Nutzhölzern zeichnet sich die Kaurifichte (Kauri oder Dammara australis) aus; Stämme von 4 Metern Durchmesser und 30 Metern Höhe bis zu den ersten Zweigen oder 50—60 Metern bis zur Spitze der Krone sind nicht selten; doch ziehen die Holzhauer die nur etwa 2—300 Jahre alten Bäume vor, welche bei einem Durchmesser von einem Meter und bei einer Höhe von 20—25 Metern sich besser als Maste 2c. eignen. Die Kauri liefert ein vortreffliches Schiffsbauholz und ihr Harz ist ein gesuchter Artikel zur Bereitung des Firnisses. Unter den kleinern Pflanzen ist neben dem vorgenannten eßbaren Farrenkraut der neuseeländische Flachs (Phormium tenax) am nützlichsten. Er ist eine lilienartige Pflanze mit schwertförmigen Blättern und liefert Fasern, welche an Dauerhaftigkeit und Güte den Flachs und Hanf weit übertreffen und von den Eingeborenen zu den verschiedenartigsten Arbeiten verwendet wurden. Ihre ganze Kleidung bestand ehedem fast nur aus seinen Fabrikaten; die Blätter einzeln nebenund übereinander an einem dünnen Netzwerk aus Fasern angebunden, so daß die einzelnen Schichten dachziegelförmig übereinander lagen, bildeten einen trefflichen, regendichten Mantel.


Neuseeländischer Flachs.

Auch die **Thierwelt** auf Neu-Seeland ist eine ganz eigenthümliche. Von Säugethieren kamen früher außer ein paar Fledermäusen nur eine kleine Ratte (die Kiore), eine Otterart (Waitorake) und ein kleiner Hund (Kararehe) vor. Viel reicher ist dagegen das Heer der Vögel vertreten. Über 150 verschiedene Arten sind bereits nachgewiesen und ein Drittel davon sind nicht nur dem Archipel eigenthümlich, sondern gehören auch meistens zu Geschlechtern, welche anderweitig völlig unbekannt sind. Erwähnung verdienen hier der Huia-Vogel (Heteralocha Gouldi), bei welchem das Männchen mit einem kurzen,

[1] Christmann a. a. O. S. 123.

geraden, das Weibchen mit einem doppelt so langen, gekrümmten Schnabel versehen ist; der Kakapo oder Erdpapagei (Strigops habroptilus), ein nächtlicher, eulenartiger Vogel mit nur rudimentären Flügeln; ein eigenthümlicher Watvogel (Anarhynchus frontalis), dessen Schnabelende stets nach rechts gekrümmt ist, und endlich der Kiwi und die Moa. Der Kiwi (Apterix australis) ist wohl der sonderbarste unter den noch lebenden Vögeln. Nicht größer als eine Henne, ohne Flügel und Schwanz, mit einem langen Schnepfenschnabel, und den ganzen Leib gleichmäßig bedeckt mit langen, weißen, haarartigen Federn bietet er einen komischen Anblick. Alle Kiwi-Arten sind Nachtvögel, die den Tag in Erdlöchern zubringen und des Nachts ihre aus Insekten und Würmern bestehende Nahrung suchen. Sie leben paarweise; das Weibchen legt immer nur ein Ei, das aber ungemein groß ist, indem es fast ein Viertel so viel wie der Kiwi selbst wiegt — ein Beispiel, das sonst im Thierreich keine Parallele findet. Der heutige Kiwi oder Schnepfenstrauß ist nur mehr der letzte zwerghafte Repräsentant eines ganzen Geschlechts, das ehemals auf Neu-Seeland auch durch wahre Vogelriesen vertreten war, nämlich durch die sogenannte Moa. Bis jetzt hat man zwar nur erst Skelette aufgefunden von diesem Riesenvogel und die Eingeborenen zeigen noch den Ort, wo ihre Vorfahren den letzten derselben getödtet hätten; allein es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß in den noch unerforschten Dickichten und Schluchten noch einige Exemplare lebend aufgefunden werden. Nach den bis jetzt bekannten Skeletten muß dieser Vogel ausgewachsen die mittlere Höhe von 4 Metern erreicht haben, während der Strauß selten die Höhe von 3 Metern übersteigt. Eine fast vollkommene Eierschale, die man fand, hatte mehr als ¾ Meter im Umfang [1]. Aus der ganz erstaunlich großen Menge von Knochenresten, die sich in Sümpfen, Höhlen 2c. der beiden Inseln finden, muß man schließen, daß die Moa früher außerordentlich zahlreich gewesen sind und alle Ebenen und Thäler Neu-Seelands bevölkerten. Nach den Überlieferungen schilderte der erste Entdecker dieser Inseln seinen Landsleuten dieselben als von Schaaren riesiger Vögel bewohnt und bewog sie durch diese Schilderung, mit ihm dorthin zu ziehen; auch besitzen die Eingeborenen noch jetzt Gedichte, in welchen die Jagdzüge gegen diese Riesen und die festlichen Schmausereien beschrieben werden, welche nach beutereichen Moajagden veranstaltet wurden.



Der Huia-Vogel Neu-Seelands.

3. Die Maori [1].

Indessen ist es Zeit, daß wir uns die ersten Bewohner dieser schönen Inseln etwas näher ansehen. Sie nennen sich zwar selbst Maori, welches in ihrer Sprache „Eingeborene" bedeutet, allein sie sind auch selbstverständlich nicht hier zu Hause, sondern erst und zwar von Norden her eingewandert. Denn sie gehören zu dem großen polynesischen Stamme, welcher die östlichen Inseln des Stillen Oceans bewohnt; das bezeugen nicht nur ihre eigenen Sagen, sondern auch die ganze äußere Erscheinung der Neu-Seeländer, wie ihre Sprache und ihre Sitten weisen auf diese Zusammengehörigkeit hin.

Die alten Sagen berichten, ein Häuptling, Kupe genannt, von der Insel Hawaiki sei ausgezogen, seine Frau zu suchen, die ihm von seinem Bruder entführt worden war. Nach langer Fahrt sei er auf der Nordinsel bei der Cookstraße, welche die Nordinsel von der Südinsel trennt, gelandet, ohne die Flüchtige zu finden. Das schöne Land habe ihn die Treulose vergessen lassen; er sei umgekehrt, um alle seine Landsleute zur Auswanderung nach dem reichen Lande aufzufordern. Viele hätten auf ihn gehört, und mit einer großen Menge von Piroguen sei fast das ganze Volk von Hawaiki herübergekommen. Noch jetzt zeigen die Maori die Landungsplätze, an denen die einzelnen Kähne die Nordinsel erreicht hätten. Einer andern Sage zufolge sei Ngahue, ein anderer Häuptling von Hawaiki, der Ent-

[1] Allerdings scheint Madagaskar früher noch größere Vögel beherbergt zu haben; in den Pariser Sammlungen findet sich ein auf der großen afrikanischen Insel gefundenes Ei, das bei einer Länge von 406 Millimetern einen Umfang von 875 Millimeter hat und 10½ Liter faßt.

[1] Notice sur la Nouvelle-Zélande, par le R. P. Servant, Mariste. Annales de la propag. XV p. 139. Meinicke, Die Inseln des Stillen Oceans. Leipzig 1875. I. S. 311 ff. Vgl. auch Christmann a. a. O. S. 23 ff.

decker Neu-Seelands geworden, als er durch einen Krieg vertrieben habe flüchten müssen, und er habe dann seine Freunde in diese neue Heimath abgeholt. Die Maori haben Stammtafeln ihrer Geschlechter, aus denen man diese Einwanderung etwa in's 14. oder gar erst in's 15. Jahrhundert nach Christus berechnet. In der Insel Hawaiki, von der sie ausgewandert seien, will man die Insel Samaii der Samoagruppe um so eher wiedererkennen, als die Neu-Seeländer und die Samoa-Insulaner fast ganz dieselbe Sprache reden, so daß sie einander vollkommen verstehen, obschon die beiden Inselgruppen durch 300 geogr. Meilen offener See von einander getrennt sind. Weil jedoch die Sprache der Maori der auf Rarotonga (im Cook- oder Hervey-Archipel) üblichen noch ähnlicher ist, lassen andere Forscher die Einwanderung von hier aus geschehen. Wie dem aber auch sein mag, daran kann nicht gezweifelt werden, daß die Neu-Seeländer von einer der nördlich gelegenen Gruppen herstammen und in den Bewohnern Polynesiens ihre Stammverwandten haben.

Ihr Äußeres ist vortheilhaft; sie sind schlank, stark und wohlgebaut, wenngleich sie an physischer Kraft vielleicht den Europäern nachstehen. Die Hautfarbe ist gelblichbraun, findet sich aber in den mannigfachsten Schattirungen vom hellsten, dem Weiß sich nähernden Braun bis zum dunkeln Schwarzbraun. Das Gesicht ist wohlgebildet und erinnert oft an den europäischen Typus; das Haar ist glatt und weich, meistens schwarz, ebenso ist der Bart lang und schwarz; die Augen sind glänzend und durchdringend, die Nase kurz und etwas breit, der Mund groß und etwas dick, ihre Sinne scharf und wohlgeübt.

Die **Kleidung** der Maori wurde, wie oben bemerkt, ehedem fast ganz aus den Fasern des neu-seeländischen Flachses gefertigt und war manchmal mit Federn besetzt oder auch mannigfach gefärbt. Gewöhnlich bestand sie aus zwei Theilen: einer Matte, die durch einen Gürtel um den Leib festgehalten wurde und bis zur Hälfte der Beine reichte, dem Tatata, und einem auf den Schultern — bei den Männern auf der rechten, bei den Frauen auf der linken — hängenden Mantel, dem Karowai. Schmucksachen waren sehr beliebt; das Haar, welches die Männer entweder in einen Knoten auf dem Wirbel zusammenbanden oder auch wie die Frauen lang herabhangen ließen, wurden mit Federn verziert, deren Zahl von dem Range der Einzelnen abhing. Ganz allgemein war es, den Körper und ganz besonders das Gesicht zu bemalen und zwar mit einem Gemisch aus Haifischthran und Ocker; die Frauen färbten auch wohl das Gesicht, vor Allem die Lippen, mit einem Eisenphosphat blau. Auch war die Kunst des Tätowirens in größter Vollkommenheit ausgebildet. Die zu erhaltenden Zeichnungen wurden zuerst auf dem Gesicht und dem ganzen Körper mit schwarzer Farbe aufgetragen, dann die Haut an den entsprechenden Stellen vermittels eines harten und spitzen Federkieles oder einer Fischgräte, die als Meißel dienten, und eines Holzhammers durchbohrt und endlich mit einer Mischung von Wasser und Kauriharz eingerieben. Diese Operation war nicht nur äußerst schmerzhaft, sondern auch so gefährlich, daß die vollständige Tätowirung nicht auf einmal ohne Lebensgefahr ausgeführt werden konnte. Es ist nur ein Fall bekannt, daß ein Maori das ganze Moko — so hieß auf Neu-Seeland die Operation — auf einmal an sich vollbringen ließ, indessen starb er, als die letzten Linien eingemeißelt wurden. So hat die Mode und Eitelkeit auch unter den Wilden ihre Martyrer. Die tätowirten Stellen schwellen an und veranlassen manchmal gefähr-

Die Moa und die Kiwis Neu-Seelands.

liche Entzündungen; meistens jedoch heilen die Wunden nach zehn bis zwölf Tagen.

Die Wohnungen der Maori waren äußerst einfach, gewöhnlich klein und niedrig, aus Pfeilern von Holz und mit Wänden von geflochtenem Rohr. Die Thür war so niedrig, daß man fast nur in das Haus kriechen konnte; neben derselben befand sich ein Fenster, das auch dem Rauche freien Abzug gestattete. Alle Missionäre wissen nicht genug von dem Schmutz zu reden, den sie in diesen unbehaglichen Wohnungen der gewöhnlichen Maori fanden. Vortheilhaft unterschieden sich davon die Staatswohnungen der Vornehmen, die zwar ähnlich, aber viel größer, sorgfältiger gebaut und mit Schnitzereien aller Art, Figuren und Arabesken, kunstvoll verziert waren. Nur dienten diese „Paläste“ bloß bei festlichen Gelegenheiten, und die Besitzer lebten gewöhnlich in andern Wohnungen, die sich von denen ihrer Unterthanen nicht unterschieden.

Die Hauptbeschäftigung bildeten Ackerbau und Fischfang. Ersteren trieben die Maori mit großer Vorliebe, so daß Alle jedes Standes und Geschlechtes ihm oblagen. Sie reinigten das Land von Unkraut und Steinen, legten zwischen den Feldern ordentliche Wege an und umgaben die einzelnen Felder mit Rohrzäunen. Ihre Geräthe aber waren sehr einfach, aus Steinen und hartem Holz gefertigt. Ehedem pflanzten sie süße Pataten, Taro, Yamswurzeln, Kalabassen und den Papiermaulbeerbaum — lauter Pflanzen, die sie aus ihrer ursprünglichen Heimath Hawaiki nach Neu-Seeland eingeführt hatten; gegenwärtig haben auch bei ihnen schon Kartoffel sowie europäische Getreidearten und Gemüse das Übergewicht gewonnen. Im Fischfang waren sie sehr geschickt und erfahren; sie hatten Netze von verschiedener Form und Größe, darunter so große, daß sowohl zu deren Anfertigung als Anwendung die Bewohner eines ganzen Dorfes sich vereinigen mußten. Außerdem benutzten sie Angelhaken aus Holz, Muscheln, Knochen und Haifischzähnen, und wußten die Fische des Nachts durch Fackeln anzulocken. Auch ihre Boote waren gut und geschickt gebaut; einzelne ihrer Kriegspiroguen waren so groß, daß sie bis 100 Personen und mehr trugen, obgleich der Kiel aus einem einzigen ausgehöhlten Stamme gefertigt war. Die Jagd wurde von den Maori seit der Ausrottung der Moa in beschränktem Maße betrieben; seit aber jetzt europäisches Wild (namentlich Hirsche, Kaninchen, Fasanen, Wildenten) eingeführt wurde und sich unglaublich vermehrt hat, wissen die Eingebornen auch hiervon Nutzen zu ziehen.

Ein hervorstechender Charakterzug der Neu-Seeländer war ihre Kriegslust und Streitsucht; zwischen den einzelnen Stämmen, welche die Inseln besetzt hielten, herrschte fast beständige Fehde. Wenn sie auch manchmal in ihren Kämpfen eine gewisse Ritterlichkeit an den Tag legten, so war doch im Allgemeinen die Art ihrer Kriegführung höchst wild, roh und grausam. Die erschlagenen Feinde wurden verzehrt, die Schädel dienten als die höchsten Zierden auf den „Palästen“ der Häuptlinge. Die geringste Ursache war hinreichend, die Kriegsflamme auflodern zu lassen; eine kleine Beleidigung gegen ein Mitglied des Stammes, das Wegnehmen einiger Feldfrüchte von einem fremden Stammgebiet oder dergl. genügten, um zwei Stämme gegen einander in's Feld zu führen, und war ein Häuptling im Kampf gefallen, so hörte der Krieg nicht auf, bis der eine der beiden Stämme vollständig vernichtet war. Mit dieser Kriegslust hing auch ihre Rachsucht zusammen, die sie zu allen Greueln zu treiben vermochte. Wenn jedoch diese Leidenschaften sie nicht aufregen, erscheinen sie freundlich und gefällig, ja es fehlt ihnen sogar an einer gewissen Zartheit des Gefühles nicht; dann aber sind sie auch wieder stolz und sogar hochmüthig. Viel ehrlicher, als die andern Polynesier, sind sie erst durch den Einfluß der Europäer in dieser Beziehung verdorben und mit der Hab- und Gewinnsucht bekannt geworden. Zwar an Fleiß und Ausdauer fehlte es ihnen nie, aber arbeiten, bloß um reich zu werden, mochten sie nicht; viel lieber widmeten sie, sobald sie sich ihren nächsten Unterhalt gesichert hatten, ihre Zeit dem Vergnügen.



Ein Maori-Parlamentsmitglied.

An geistigen Fähigkeiten überragen sie weit die meisten uncivilisirten Nationen, und unbestritten gehören sie zu den bildungsfähigsten Völkern. Seit einigen Jahren haben die Engländer sie vollständig mit den Weißen gleichgestellt und seit etwa zehn Jahren schon sitzen Maori im neu-seeländischen Unterhause. Ein Bericht aus Neu-Seeland vom Jahre 1871 (‚Mail‘, 29. December) ist ihres Lobes voll[1]. „Die Maoris,“ sagt derselbe, „steigen immer mehr in der allgemeinen Achtung; ihre durch die letzte Wahl in's Unterhaus beförderten Mitglieder zeigen sich als bemerkenswerth intelligente Leute; sie wissen alle zur Verhandlung gelangenden Gegenstände vortrefflich zu würdigen, nicht bloß jene, welche sich auf die Verhältnisse ihrer Landsleute beziehen. Alle ihre Reden zeichnen sich aus durch eine merkwürdige Klarheit im Ausdruck, durch Unabhängigkeit in der Auffassung und offenbare Sachkenntniß. Gegenwärtig handelt es sich darum, Maoris als Mitglieder in's Oberhaus zu berufen. Noch vor einem Jahre würde man an dergleichen nicht gedacht haben;

[1] Vergl. Globus 1872, Bd. 21, S. 111.

heute jedoch findet kein weißer neu-seeländischer Lord dagegen etwas einzuwenden. Als über diese Berufung von Maoris im Oberhause selbst verhandelt wurde, äußerte ein Mitglied, Mr. Waterhouse, indem er dieselbe befürwortete: ‚Was ich von den Maoris bis jetzt kennen gelernt habe, macht auf mich den Eindruck, daß sich unter ihnen Männer von hoher Achtbarkeit, von festen Principien und von großer Intelligenz befinden, die jeder Volksvertretung in der Welt Ehre machen würden.‘“

Wir müssen jetzt noch Einiges über die religiösen und staatlichen Verhältnisse der Neu-Seeländer hinzufügen, um dann endlich, nach diesen vielleicht zu langen Vorbemerkungen, zur Geschichte der Mission und der katholischen Kirche auf Neu-Seeland zu gelangen. (Fortsetzung folgt.)

Die Christenverfolgung in Ning-ko (China).

In den letzten Monaten des eben verflossenen Jahres berichteten die Zeitungen über eine in der chinesischen Mission Ning-ko ausgebrochene Verfolgung gegen die Christen und über die Ermordung eines chinesischen Priesters und mehrerer Gläubigen. Aus mehreren Briefen der Missionäre wollen wir unsern Lesern ein Bild dieser Verfolgung zusammenstellen.

Die Mission Ning-ko ist die südöstlichste des apostolischen Vikariates Kiangnan und umfaßt die Präfekturen Taiping, Ning-ko und Hoei-tschëu, südlich von Nangkin [1]. Erst seit wenigen Jahren ist das Christenthum dorthin vorgedrungen, hat aber bereits nicht unbedeutende Fortschritte gemacht. Jedes Jahr hatten die Missionäre die Freude, mehrere hundert Katechumenen durch die heilige Taufe in die Kirche aufzunehmen, und die Mission berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Natürlich konnte der Feind alles Guten sich nicht ohne Kampf seine bisher unbestrittene Herrschaft entreißen sehen, und auch die Missionäre waren sich klar bewußt, daß sie sich auf eine Verfolgung gefaßt machen müßten. Bereits seit mehreren Monaten war ihnen nicht unbekannt, daß der General Fang-ton-lin, dessen feindselige Gesinnung längst kein Geheimniß mehr war, an die Unterdrückung der Christen denke. Seinen Haß hatte die Straflosigkeit, deren er sich nach seinen ersten Excessen wider die Christen erfreute, zu neuen Ausschreitungen entflammt. Zunächst bethätigte er ihn in Schriften gegen die Missionäre. Er verfaßte eine Auslegung der Verordnungen des Kaisers Kang-hi, derjenigen vor allen, die sich auf die „schädlichen Sekten“ beziehen und, im Gegensatze zum Tien-tschu-kiao (Religion des Himmelsherrn = Christenthum), den Schen-dschen-kiao (Religion des heiligen Mannes d. i. des Confucius) empfiehlt. Er ließ Plakate anfertigen mit der traditionellen Inschrift: Tien-Ti-Kiun-Sche-Tsin (Himmel-Erde-Kaiser-Herrn-Eltern), wozu er noch die vier Charaktere Schen-dschen-chen-uei (Sitz der Seele des heiligen Mannes) hinzufügte, und dieselben überallhin vertheilen. Überdieß verfaßte er ein Verzeichniß aller seiner Anhänger, verhieß ihnen Schutz und Vortheile für ihre guten Dienste und drohte ihnen mit seinem Zorne, falls sie sich einfallen ließen, Christen zu werden. Einer der eifrigsten Verbreiter dieses neuen religiös-politischen Bundes war ein gewisser aus Ho-nan eingewanderter Tong-ze Ho-kiu. Derselbe befand sich jederzeit im Gefolge des Mandarinen von Kien-ping, wenn dieser nach der Art Fang-ton-lin's über die Verordnungen Kang-hi's erklärende Vorträge hielt; dabei wußte er die Sache stets so zu drehen, daß man meinen mußte, der Schen-dschen-kiao sei von Regierungswegen empfohlen.

[1] Vgl. diese Zeitschrift 1875, S. 185 und die Karte des apostolischen Vikariates Kiangnan 1875, S. 232.

Um eben diese Zeit machte eine grause Mähre in Tschen-kiang, Nan-king, U-hu und den Dörfern am Yang-tse-kiang die Runde. Haarzöpfe wurden in unerklärlicher Weise abgeschnitten durch daumenlange Papiermännchen, hieß es, die man durch die Luft habe fliegen sehen. Auch bis Ning-ko drang die Kunde und ward von den Feinden des christlichen Namens dahin vervollständigt, die Missionäre besäßen die Kunst, die Zöpfe wegzuzaubern; sie brauchten nur ein Stückchen Papier in die Luft zu werfen und darauf zu blasen, und fort sei ein Zopf, dessen unglücklichem Besitzer dann auch drei Tage später das Lebenslicht ausgehe. Allgemeiner Schrecken! Kinder suchten den Zauber zu bannen, indem sie an ihre Zöpfchen Zettel mit abergläubischen Sprüchen hefteten; Erwachsene hielten den Zopf beständig in der Hand oder schoben ihn vorsichtig unter ihre Kopfbedeckung zurück. Alles das steigerte die Aufregung und den Haß und bereitete das Terrain für Fang-ton-lin's und seiner Freunde Gewaltstreiche vor.

Die PP. Bies und Schen-öl S. J. und der Weltpriester Franz Xaver Wang hatten sich einige Tage zu ihrer Erholung in Si-ka-wei und Schang-hai aufgehalten und kehrten am 9. Juli 1876 nach Ning-ko-fu zurück. Die beiden erstgenannten Patres fanden im Kom-su [1] des Fleckens Sen-kia-pu Katechumenen von Wang-kia-schan, die sich vor den Nachstellungen Fang-tong-lin's dorthin geflüchtet hatten, und begaben sich mit ihnen am folgenden Tage nach Schuë-tong.

P. Wang erreichte am nämlichen Tage die Christengemeinde von Pi-kia-kiao, und richtete von hier aus in Sachen seines Katechisten Pe-hue-tsin ein Bittgesuch an den Mandarin von Kien-ping. Wenige Tage vorher war nämlich dieser Katechist von einem Trupp Leute aus Ho-nan auf offener Straße aufgehoben, mißhandelt und dann durch Vermittlung des Generals Fang an den Mandarin von Kien-ping ausgeliefert worden. Dann reiste P. Wang nach Lo-tsen, von wo er am 12. Juli den zu Schuë-tong versammelten PP. Schen-leang, Bies, André und Schen-öl mittheilte, er wisse bestimmt, daß Ho-kiu und seine Anhänger öffentlich ausgesprochen hätten, sie wollten aus ihm einen Martyrer machen. Am 13. war er im Begriffe, das heilige Meßopfer zu beginnen, als man ihn benachrichtigte, daß eine bewaffnete Bande im Anzuge sei. Er dachte vor Allem daran, den Mädchen, welche in einem anliegenden Gebäude dem Unterrichte einer christlichen Wittwe folgten, zur Flucht zu verhelfen: jedoch es war schon zu spät; 800 mit Flinten und Messern bewaffnete Menschen hielten alle Ausgänge besetzt.

[1] Mit dem Namen Kom-su bezeichnen die chinesischen Christen gewöhnlich ihre gottesdienstlichen Gebäude, welche außer der Kirche auch die Wohnung des Missionärs, die Schule u. s. w. umfassen.

P. Wang wurde von ihnen in der Nähe seiner Schule ergriffen. „Was willst Du von mir?“ fragte er Ho-kiu, den er auf sich zukommen sah; „wenn es in meinen Kräften steht, will ich Dich gerne befriedigen.“ — „Kniee nieder und bitte um Dein Leben,“ erwiederte jener mit erhobenem Säbel. — „Mein Leben liegt in Gottes Hand. Verliere ich es um seinetwillen, so ist der Himmel mein Antheil; möge er dereinst auch der Deinige sein! Ich bin einzig dazu hiehergekommen, um meine und meiner Brüder Seelen zu retten. Willst Du mich tödten, nun dann schlage zu.“ — „Lege zuerst Deine Kleider ab,“ herrschte der Bandite den Priester an. Auf seine Weigerung riß man ihm Kleid, Hemd und Schuhe vom Leibe. „Auch dieses da hast Du abzulegen,“ schrie Ho-kiu und wies dabei auf das letzte Kleidungsstück, welches seinem Opfer noch geblieben war. Auf eine abermalige Weigerung ergriff Ho-kiu ihn bei den Haaren und hieb ihm mit dem Säbel über das Gesicht, daß von der Stirne bis zum rechten Ohre eine weite Wunde klaffte. Ein zweiter Hieb streckte den Bekenner zu Boden. „Jesus, hilf!“ waren seine letzten Worte. Die Rasenden entrissen ihm sein letztes Kleidungsstück, der dritte Sohn Ho-kiu's schlitzte ihm den Leib auf und riß die Eingeweide heraus, Arme und Beine wurden vom Rumpfe getrennt, den Kopf trug Ho-kiu als Siegestrophäe davon, der Rest wurde an Ort und Stelle verbrannt.

Kaum war P. Wang den Streichen der Mörder erlegen, als auch sein Katechist Yang-tsche-scho in ihre Hände fiel; ein Säbelhieb machte dem Leben dieses, wegen seiner erfolgreichen Predigten unseren Feinden ganz besonders verhaßten Jünglings ein Ende. Sein Leichnam ward unter den Augen seiner Mutter verbrannt. Die christlichen Mädchen mit ihrer Lehrerin wurden als Beute unter die Mordbrenner vertheilt, die Kirche geplündert und zum Theil eingerissen, die Schule fast ganz niedergebrannt. In einer Kiste fand Ho-kiu ein paar aus Papier ausgeschnittene Engel, wie unsere Christen sie am Palmsonntage an die Palmzweige zu befestigen pflegen. Das war ein kostbarer Fund! Ein Zopf, wahrscheinlich einem der blutigen Opfer abgenommen, ward hinzugelegt, und siehe! nun waren die höllischen Papiermännchen gefunden, welche so viele Zöpfe zu Falle gebracht hatten: die Schuld des P. Wang stand sonnenklar fest.

Am nämlichen Tage noch wurden die zu Schuë-tong versammelten Missionäre von dem Vorgefallenen und der nunmehr ihnen selbst drohenden Gefahr in Kenntniß gesetzt. Sie sahen sich rechtzeitig vor. Die Zöglinge wurden in ihre Familien zurückgeschickt, die Lehrerinnen in andere Gemeinden gesandt. P. Schen-öl wandte sich an die Ortsbehörden, um wenigstens so viel zu erwirken, daß Angriffe der Ortsbewohner selbst verhindert wurden. P. André ritt mit zwei Katechisten nach Ning-ko-fu: weil es aber Mitternacht war, als sie vor dieser Stadt anlangten, und die Thore geschlossen waren, mußten sie sich bis zum nächsten Morgen gedulden. Auch jetzt hatten ihre Schritte bei den Mandarinen keinen sonderlichen Erfolg. Der Unterpräfekt wollte sie gar nicht vorlassen; der Präfekt stellte sich, als schenke er den beunruhigenden Gerüchten keinen Glauben, versprach indessen einige Soldaten nach Schuë-tong zu schicken. Er hätte ein Edikt veröffentlichen und zu energischen Maßregeln greifen müssen: statt dessen geschah nichts. Die Missionäre und Christen sahen sich auf sich selbst angewiesen. Männer, Weiber und Kinder flüchteten mit ihrer besten Habe in die Berge. P. Schen-öl hielt sich den Tag über in benachbarten Christengemeinden verborgen, wo er Beichten hörte und den Leuten Muth zusprach; des Nachts begab er sich auf den Weg, um anderen Gemeinden die gleichen Dienste zu erweisen. P. Vies reiste nach Kuang-te-tschëu, welches er den 16. Juli erreichte. Gleich bei seiner Ankunft mußte er auf der Straße Drohungen und Insulte vernehmen; am 18. rottete sich das Volk zusammen und drohte seine Wohnung zu stürmen, aber der Mandarin ließ dieselbe durch vier Soldaten bewachen und erließ eine strenge Verordnung, welche jeden mit dem Tode bedrohte, welcher sich an den Missionären vergreifen würde. Das wirkte.

P. André hatte sich von Ning-ko-fu nach dem ihm zugewiesenen Distrikte von Ho-li-ki begeben. Von nun an hatten die drei Missionäre unter einander keine Verbindung mehr. Ein Preis war auf die Köpfe der PP. Schen-öl und André gesetzt worden; alle Wege und Pfade im Gebirge wurden strenge bewacht: man hoffte die Missionäre auf ihrer Flucht aufzufangen oder Christen zu zwingen, deren Aufenthalt zu verrathen. P. Schen-leang hatte Schuë-tong den 14. Juli verlassen, sich auf einem Dampfboote nach U-hu eingeschifft und brachte am 17. die Kunde von dem zu Lo-tsen stattgehabten Gemetzel nach Schang-hai. Sofort schifften sich die PP. Le Cornec, der Obere der bedrohten Sektion, und Li, der Missionär des nördlichen Distriktes von Ning-ko-hien, zu Schang-hai ein, um auf ihre Posten zu eilen. In Tschen-kiang besuchten sie P. Seckinger und benachrichtigten ihn, daß ihm der General-Obere der Mission, P. Foucault, die weitesten Vollmachten ertheile, um mit den Mandarinen von Yang-u-kiu, welche die Angelegenheiten der Europäer wahrzunehmen haben, in Unterhandlungen zu treten. Alle drei Patres reisten dann zusammen nach U-hu, wo P. Le Cornec zurückblieb, um mit den Christen seiner Sektion in Verbindung zu treten, während die PP. Seckinger und Li sich nach Ngan-king begaben.

Unterdessen hatte das Werk der Zerstörung, mächtig gefördert durch die Unthätigkeit der Mandarine, seinen Fortgang genommen. Fang-ton-lin hatte einen Aufruf an die Christen anschlagen lassen, sie sollten, woferne ihnen ihr Leben lieb wäre, dem Glauben entsagen. Leider ließ sich eine nicht geringe Zahl von Katechumenen durch diese Drohung einschüchtern. Am 14. Juli hatte Ho-kiu dem Unterpräfekten von Kien-ping den am vorhergehenden Tage an P. Wang verübten Mord angezeigt. „Da hast Du uns eine garstige Geschichte auf den Hals geladen,“ war die gelassene Antwort des Beamten. Sie sicherte Ho-kiu vorläufige Straflosigkeit zu und frischen Muthes äscherte er noch am nämlichen Tage das Kom-su von Ta-sen-tsen ein. Der 74jährige U-sien-scheng kam dabei um's Leben; derselbe hatte bereits ehedem in seiner Heimathprovinz Ho-nan den Glauben großmüthig bekannt, dann aber diese verlassen, um sich dem Dienste der Missionäre in Ngan-hoei zu widmen. Fast gleichzeitig mit ihm fiel der Katechist Pe-huë-tsin den Unmenschen in die Hände und theilte dasselbe Schicksal.

In Nang-jang-tsen wurden am 15. Juli sechs christliche Häuser geplündert, am 16. das Kom-su von Kai-fong-tsen dem Erdboden gleich gemacht, ein Christ und seine Frau tödtlich verwundet; in der Unterpräfektur Kien-ping waren alle Wege bewacht, und alle Personen, welche Medaillen oder Rosenkränze trugen, wurden arretirt. Gegen tausend Einwanderer aus Ho-nan griffen zu den Waffen und drohten den Mandarinen mit Aufruhr, falls sie es sich einfallen lassen sollten, zu Gunsten der Christen einzuschreiten. „Ich weiß, woran ich bin,“ ließ sich Ho-kiu vernehmen, „mein Kopf wird fallen: aber vorerst

will ich Schuë-tong verbrennen und P. Seckinger tödten." Vom 15.—23. Juli wurden 40 Kirchen, Residenzen und Schulen niedergebrannt oder zerstört und die Ermordung von acht Christen stand zweifellos fest.

Noch blieb Schuë-tong, der Mittelpunkt der Mission, übrig: am 24. Juli verschwand es buchstäblich vom Erdboden. Die Häuser, das Colleg, selbst die Umfassungsmauer wurden von Grund aus zerstört; die Sakristei, die Kapellen, die Bibliothek, kurz Alles wurde geplündert; 2500 Piaster, welche P. Schen-öl vergraben hatte, wurden aufgefunden und geraubt. Ein Roßhaarkissen mußte den Beweis ergeben, daß die Missionäre Zopfabschneider seien; die Leiche eines von den Wütherichen ermordeten Kindes wurde in eines der Wohnzimmer gebracht, um das Volk glauben zu machen, die Patres hätten es getödtet und wollten es zu Arzneien und Zaubermitteln verarbeiten. — In einer Ecke des Gartens stand der Sarg des P. Femiani: er wurde erbrochen, der noch wohlerhaltene Leichnam entkleidet und enthauptet und nachher zum Theile von Hunden aufgefressen. Erst acht Tage später konnte einer unserer Diener die letzten Überreste des Verblichenen mit etwas Erde überdecken.

Nachdem so die Unholde Kirchen und Wohnungen zerstört hatten, sprengten sie aus, unter den Christen von Ning-ko-fu sei ein Aufruhr ausgebrochen. Das Märchen wurde bereitwillig geglaubt, sogar in Nan-king. Jetzt machte man sich allenthalben an die Christen heran, und wollten sie sich nicht zum Schendschen-kiao bekennen, so plünderte man ihre Häuser, verkaufte ihre Weiber und Töchter. Viele Familien flüchteten sich in die Berge; Einigen gelang es, trotz aller Hindernisse, U-hu zu erreichen, wo P. Le Cornec sich ihrer annahm.

Unterdessen war P. Seckinger zu Ngan-king mit den Behörden in Unterhandlung getreten. Am 23. und 24. Juli hatte er eine Unterredung mit Schen-ta-dschen, dem Präsidenten des Tribunals für die Angelegenheiten der Europäer, und setzte ihn von Allem genau in Kenntniß. Am 26. ward ein Kommissär, Namens Wang, nach Kien-ping entsandt, um wegen der Ermordung des Priesters Wang und wegen der Zerstörung der Kirchen eine Untersuchung einzuleiten; die Sendung eines zweiten Kommissärs, Namens Tscheu, nach Ning-ko-fu am 28. Juli scheiterte an dem Widerstande Fang-tong-lin's. Dagegen entledigte sich ein dritter Kommissär, Fong-kin-san, welchem der Auftrag zufiel, die PP. Schen-öl, Bies und André aufzusuchen und zurückzuführen, mit Erfolg seiner Sendung. Er entdeckte P. André auf dem Berge Nang-fu im Zustande äußerster Erschöpfung: derselbe hatte sich 14 Tage auf einem Speicher verborgen halten müssen und erreichte nun Schang-hai am 14. August; vor ihm war schon P. Schen-öl, welcher sich verkleidet durch alle Späher hindurchgeschlichen hatte, nach den größten Gefahren und Entbehrungen am 31. Juli in Si-ka-wei angekommen. So befand sich bloß P. Bies noch auf dem Schauplatze der Verfolgung; er weilte nämlich in Kuang-te-tscheu, wo ihm der Mandarin seit dem 27. Juli Aufnahme gewährt hatte.

Ein genaues Bild von dem Treiben der Verfolger, der Haltung der Mandarine und der Lage der Missionäre und der Christen zu Ngan-hoei gibt uns nachstehender Brief des P. Le Cornec aus U-hu:

„Trotz aller Verheißungen des Vicekönigs und des Tao-tai geht die Verfolgung überall ruhig ihren Gang. Schaaren von Christen aus Siu-tsen und Schuë-tong irren in den Bergen umher, wo sie an Nahrung und Kleidung Mangel leiden; sie dürfen nicht wagen heimzukehren, um ihre Reiserernte zu halten und sich so Vorräthe für das kommende Jahr zu sichern. — Zweimal allerdings sind Kommissäre da gewesen, welche die Ruinen unserer Häuser behufs einer Schätzung unserer Verluste in Augenschein nahmen. Aber sie gestatteten unseren Christen nicht, ihre Klagen vorzubringen, sie hatten kein Wort des Tadels für die Übelthäter, und als sie wieder fort waren, gingen auch die alten Plakereien wieder los. An den meisten Orten sind es die Ortsvorsteher selbst, welche unter dem Vorgeben, der Befehl zur Ausrottung der Christen befinde sich in ihren Händen, unsere Neubekehrten zum Abfalle zu bestimmen suchen. Der Tao-tai, den der Statthalter von Ngan-hoei mit der Herstellung der Ruhe beauftragte, hat eine ganz kleinlaute Proclamation erlassen, in der er das Volk und die Christen ersuchte, doch hübsch ruhig zu bleiben. In Kien-ping war seine Anwesenheit von gar keinem Nutzen, und in Ning-ko-fu blieb er müßiger Zuschauer unserer Bedrängniß.

Der Vicekönig von Nangkin hat 1500 Soldaten ausgeschickt mit dem Auftrage, die Räuber, welche das Land unsicher machen, zu bekämpfen. Jetzt schlagen sie auf einem Hügel außerhalb Ning-ko-fu ein Lager und werfen einen Erdwall auf, kümmern sich jedoch im Übrigen sehr wenig um das Unrecht, das in ihrer nächsten Nähe den Christen angethan wird. Sie haben keine einzige Christenfamilie gegen die Plünderer geschützt, keiner zu ihrem Rechte verholfen, keines Räubers sich bemächtigt. Wenn unsere Christen einem Mandarin eine Bittschrift einreichen, so lautet der Bescheid: „Gehet zu euren Patres," oder: „Wozu bist Du Christ geworden?" — „Ich war es schon, da ich noch in Hu-pe wohnte," erwiederte einmal einer unserer Christen auf letztere Frage. — „So? dann bist Du also ein alter Rädelsführer dieser Sekte. Desto schlimmer für Dich!"

Als P. Bies den Mandarin von Kuang-te-tschëu ersuchte, die Plünderung der Christenwohnungen zu hindern, gab ihm dieser zur Antwort: „Die Hauptsache ist jetzt, die Stadt zu beschützen; untergeordnete Händel kommen später von selbst in Ordnung." Und doch, wie leicht könnte man allen diesen Unordnungen ein Ende machen! Man brauchte nur einige Taugenichtse aufzugreifen und sie nach dem Gesetze zu bestrafen, dann wäre binnen acht Tagen die Ruhe hergestellt.

Es kömmt den Mandarinen sehr viel darauf an, daß wir nicht in die Gemeinden zurückkehren. Kaum hatte man zu Ngan-king meine Ankunft in U-hu in Erfahrung gebracht, so ließ man P. Seckinger versprechen, daß ich nicht ohne vorhergehende Einladung des Tao-tai nach Ning-ko-fu zurückkehren würde. Nun sind es schon 20 Tage und die Einladung läßt immer noch auf sich warten.

Die Anhänger Fang-tong-lin's dürfen sich ungehindert neue Waffen verfertigen. Im Dorfe Ta-jüen-tsen sind beständig drei Glühöfen zu diesem Zwecke thätig. Ho-kiu hat sich neulich auf Anrathen Fang-tong-lin's mit dem Unterpräfekten Fang und etwa 10 Leuten nach Nangkin begeben, um vor dem dortigen Vicekönige seiner Sache das Wort zu reden. Zu Anfang des Jahres hatte Fang-tong-lin selbst drei- bis viermal die Reise nach Nangkin gemacht. Diese Leute haben ganze Kisten angefüllt mit Zöpfen und Papiermännchen: das sind die Beweise, die man wider uns vor den Tribunalen der Mandarine vorbringt. Dazu kommen verleumderische Anklageschriften: vom letzten Dorfschulzen bis hinauf zum Tao-tai von Ning-ko-fu thun alle Beamten, als hätten sie den gemessenen Befehl, uns ruhig hinmorden zu lassen.

P. Schen-leang befindet sich noch hier in U-hu: es ist ihm unmöglich, in seinen Distrikt zurückzukehren, keiner seiner Neophyten dürfte es wagen, ihn aufzunehmen. Einige Hoffnung gibt uns jedoch wieder der Umstand, daß Ho-kiu in Nangkin ungnädig beschieden worden ist; am 16. August ward folgendes Dekret an der Thüre des Palastes des Vicekönigs angeschlagen:

„Wir, Schen, Vicekönig beider Kiang, fällen unser Urtheil, wie folgt, bezüglich der Denkschrift, welche Du, Ho-kiu, Eingewanderter

in die Unterpräfektur Kieng-ping, eingereicht hast. — Wenn die Christen jener Orte wirklich schuldbare Handlungen vollzogen haben, dann war es Deine Pflicht, sie bei den Ortsmandarinen anzuzeigen und diesen die Führung dieser Angelegenheit zu überlassen. Mit welchem Rechte bist Du an die Spitze eines Trupps Leute getreten, hast Du eine Kirche verbrannt, zwei Menschen getödtet und ihre Leichen verbrannt? Mit diesen Missethaten noch nicht zufrieden, bist Du mit Deiner Bande von dort ausgezogen und hast die Kirchen der Unterpräfekturen Hien-tschen und Ning-ko verbrannt. Du hast mit kecker Verwegenheit und im Widerspruche mit jeglichem Gesetze gehandelt. So verordnen wir denn, daß Ho-kiu vom Kiang-ning-fu bewacht werde. Auch sollen alsogleich der Oberrichter und der Taotai die übrigen Kläger, Ho-ta-tin, Yu-in-long und Hu-jun-tin, in Gewahrsam nehmen, der Wahrheit nachforschen und Uns alsdann ihr Gutachten einreichen, auf daß demselben zufolge verfahren werde. Diesen Richtern übergeben Wir die Denkschriften, welche Ho-kiu, Yu-in-long und Hu-jun-tin uns eingehändigt haben und welche Uns nach geschlossener Untersuchung zurückgestellt werden müssen.

„Das Urtheil, welches Wir über die Denkschrift Ho-kiu's gesprochen, es gilt insgleichen von der Denkschrift Yu-in-long's, der in die Unterpräfektur Kien-ping eingewandert ist.

„Das Urtheil, welches Wir über die Denkschrift Ho-kius gesprochen, es gilt insgleichen von der Denkschrift Ho-jun-tin's, der in die Unterpräfektur Kien-ping eingewandert ist."

So standen die Sachen Ende August im Distrikte Ning-ko-fu; wenn auch die offene Verfolgung ihr Ende erreicht hatte, war doch weder den so sehr geschädigten Christen ihr Recht geworden, noch hatte die Regierung energische Maßregeln gegen die Verfolger ergriffen. Leider hatte sich unterdessen die Verfolgung weiter nach Norden ausgedehnt, besonders nach dem Distrikt Tschang-tschéu-fu. Durch das nämliche lächerliche Gerücht, die Missionäre zauberten die Zöpfe hinweg, wurde in U-si das Volk gegen die Christen aufgehetzt. Ein Katechist fiel als Opfer dieses Hasses; ein anderer Christ, ein Fischer, in dessen Barke die aufgeregte Menge ein Crucifix und einen Palmzweig mit zwei daran befestigten Papierengelchen fand, wurde grausam mißhandelt, entging aber dem Tode, weil sein Sohn den Mandarin herbeirufen konnte.

Die ganze Mission von Kiangnan war der größten Gefahr ausgesetzt, als es dem P. Seckinger gelang, die Behörden von der Unschuld der Christen zu überzeugen. Am 10. September 1876 schrieb er aus Nangkin: „In Bezug auf die Ereignisse im Distrikte Ning-ko stehen jetzt die Behörden von Nangkin, von Peking und der Vicekönig auf unserer Seite. Der General Fang-tong-lin hat sich dann schließlich auch unterwerfen müssen; er ist augenblicklich in Nangkin und soll, wie es heißt, mit einem Commando gegen die muhammedanischen Rebellen in Kan-siu betraut werden. Ho-kiu, der Mörder des P. Wang, ist festgenommen worden und der Prozeß gegen ihn ist eingeleitet."

Den neuesten Nachrichten zufolge hat sich leider die Hoffnung P. Seckinger's noch nicht in ihrem vollen Umfange bewährt. Am 18. September schrieb er, daß die Mandarine auf seine kategorischen Fragen immer nur mit Ausreden antworteten und die Entscheidung des Vicekönigs über Ho-kiu abzuwarten schienen, um darnach ihr eigenes Benehmen zu regeln. Hoffen wir daher, daß dieselbe günstig lauten und dem Sturme ein Ende machen werde. Allerdings ist die junge Mission von Ning-ko dadurch in ihrem Wachsthum gestört worden; allein junge Bäume wurzeln um so fester, je mehr der Sturm sie schüttelt, und das Blut der Martyrer ist der Samen der Christen.

Nachrichten aus den Missionen.

Cochinchina.

Saigon ist die Hauptstadt der französischen Kolonie Cochinchina und gehört gegenwärtig zu den schönsten Niederlassungen der Europäer im äußersten Orient. Seit die Franzosen diesen Theil des annamitischen Reiches in Besitz genommen, hat das Christenthum hier nicht unbedeutende Fortschritte gemacht, und herrliche Anstalten legen jetzt Zeugniß ab von der thatkräftigen Liebe der Katholiken Europa's. Eine der schönsten unter diesen Anstalten ist das Waisenhaus, über welches wir einem Briefe des hochw. Herrn Le Mée, eines Mitgliedes der Pariser Congregation für die auswärtigen Missionen, Folgendes entnehmen:

„Im Mai 1860 kamen auf den Wunsch des damaligen apostolischen Vikars, Msgr. Lefebvre, zwei Schwestern aus der Congregation des hl. Paulus von Chartres nach Saigon, um sich der verlassenen Kinder anzunehmen. Da sie an die Gründung eines Hauses vorläufig noch nicht denken konnten, lebten sie zusammen mit den annamitischen Schwestern, und von diesen unterstützt vereinigten sie bald um sich eine große Schaar meist heidnischer Kinder. Im November des nämlichen Jahres brach die Cholera in Saigon aus; der damalige stellvertretende Gouverneur bat den apostolischen Vikar, die Schwestern das Cholerahospital übernehmen zu lassen. Gern war dieser bereit, und begleitet von zwei annamitischen Postulantinnen und einigen schon größeren Kindern installirten sich die beiden französischen Schwestern im Hospital, während die kleinen von ihnen bisher gepflegten Kinder bei den annamitischen Schwestern zurückblieben. Im März 1861 erhielten sie zwar Succurs durch neue aus Frankreich ankommende Schwestern, allein unterdessen hatte sich die Arbeit im Hospital so gemehrt, daß sie an die Wiederaufnahme des Waisenhauses noch nicht denken konnten; diese wurde erst ermöglicht, als im November 1861 ein neuer Nachschub von zwölf Schwestern aus Chartres ankam. Der Gouverneur wies ihnen nun ein passendes Terrain zur Errichtung der neuen Anstalt an, sowie er ihnen auch zwei aus Frankreich angekommene Holzhäuser zur Verfügung stellte; jedoch mußten sie den zuerst gewählten Platz bereits im August 1862 verlassen, weil bei der neuen Anlage der Stadt Saigon eine Straße das Besitzthum durchschnitt. Dagegen überwies ihnen die Regierung ein viermal größeres Terrain und trat es ihnen durch einen förmlichen Vertrag am 15. August 1862 zum vollständigen Eigenthum ab.

Nahe bei dem neuen Besitzthum befand sich die alte annamitische Festung, deren Materialien bei den verschiedenen Neubauten benutzt werden konnten; auch dazu gewährte der Gouverneur den Schwestern die erbetene Erlaubniß. So konnte denn der Bau der neuen Anstalt beginnen. Um jene Zeit befanden sich gerade Msgr. Gauthier und sein jetziger Coadjutor, Msgr. Croc, durch die Verfolgung aus ihrem Missionsbezirk vertrieben, als Flüchtlinge in der französischen Kolonie; in ihrer Begleitung befand sich ein christlicher tongkinesischer Gelehrter, Lan mit Namen, welcher eine ausgezeichnete Befähigung für

die Architektur besaß. Er hatte nur kurze Zeit in Hongkong gelebt, aber während dieses Aufenthaltes sich so gut mit der europäischen Bauweise bekannt gemacht, daß er die Leitung des Baues übernehmen konnte. Mit Hilfe einiger Zeichnungen von europäischen Anstalten entwarf er den Gesammtplan für Haus und Kapelle und ließ ihn durch cochinchinesische Handwerker mit großer Geschicklichkeit ausführen; nicht selten mußte er selbst Hand anlegen, um die ungeübten Arbeitsleute zu unterrichten. So entstand die Anstalt, wie sie unser Bild (siehe unten) zeigt.

Am 15. Juli 1864 konnten die Schwestern bereits ihr neues Haus beziehen; am darauf folgenden 10. August benedicirte Msgr. Lefebvre feierlich die Kapelle. Gegenwärtig leben in der Anstalt 300 Personen; sie enthält ein Noviziat für einheimische Schwestern, ein Pensionat für die Kinder der Europäer, ein zweites Pensionat für Mischlinge und endlich ein Waisenhaus.



Katholisches Waisenhaus in Saigon (Cochinchina).

Die Thätigkeit der Schwestern hat sich aber nicht auf diese Anstalt beschränkt; die Schwestern vom hl. Paulus von Chartres besitzen augenblicklich zehn Niederlassungen in Cochinchina, in denen 80 Schwestern ihre Thätigkeit theils den kranken Franzosen und Eingeborenen, theils den Waisen, theils der weiblichen Jugend überhaupt widmen. Außerdem haben sie noch ein Haus in Hongkong und ein anderes nebst einem Noviziat in Macao gegründet."

China.

Hu-pe. Im vorigen Jahrgang (1876, S. 39 f.) berichteten wir, daß auch dort eine Verfolgung gegen die Christen ausgebrochen und die Station Hong-tschëu-pao vollständig zerstört und geplündert worden sei. Der Franziskaner-Missionär P. Martin Poell, dessen Brief wir damals mittheilten, war selbst nur mit genauer Noth dem Tode entgangen. Ein neues

Schreiben des nämlichen Missionärs, datirt Han-këu 30. August 1876, bringt uns die erfreuliche Nachricht, daß die chinesischen Obermandarine das Verbrechen nicht ungestraft ließen und Schadenersatz geleistet wurde.

„Sobald der Mandarin Jen von Hing-kus-tschëu," so schreibt P. Poell, „mich glücklich nach Han-këu gebracht und daselbst seine Geschäfte mit dem Tao-tai (Vicekönig) und Fu-tai (Distriktsvorsteher) beendigt hatte, kehrte er nach Hin-kus zurück, aber nach wenigen Tagen bereits folgte ihm der Mandarin Wu, um im Auftrag des Tao-tai die Sache zu untersuchen, und der französische Consul von Han-këu sendete in der nämlichen Absicht den P. Eusebius Guizzardi, welcher mit dem Mandarin Wu eng befreundet war. P. Guizzardi wurde in Hien-kus mit großen Ehren empfangen, als sei er einer der ersten Würdenträger des Reiches; im Gerichtspalast wurde ihm eine Wohnung angewiesen, und die beiden Mandarine Jen und Wu, sowie alle andern Beamten, behandelten ihn während der ganzen Zeit seiner Anwesenheit, als wäre er ihr Vorgesetzter.

Da keine mildernden Umstände das Verbrechen der Heiden entschuldigten, wurde sofort beschlossen, die Rädelsführer zu verhaften und die Mission zu entschädigen; nur der Mandarin Jen machte einige Einwendungen, da er einen Aufstand der Gelehrtenklasse, die in der Nähe von Hing-kus zahlreich vertreten ist, fürchten zu müssen glaubte. Allein P. Guizzardi und sein Freund Wu ließen sich durch diese Besorgniß nicht abhalten, zwei dieser Gelehrten, die sich als Kundschafter in die Stadt geschlichen hatten, zu verhaften, während Jen selbst lieber aus seiner eigenen Kasse eine Entschädigung von 1150 Taëls (etwa 6900 Mark) an die Mission zahlen, als sich den Haß der Christenverfolger zuziehen mochte. Weil übrigens die Prüfungen, welche stets eine große Menge Gelehrter in die Provinzialhauptstädte führen, unmittelbar vor der Thüre standen, beschloß man, den Prozeß gegen die Verbrecher bis nach Beendigung der Prüfungen zu verschieben. Diesen Aufschub benutzten aber die Gelehrten, um die Pforten des Gefängnisses mit Gewalt zu erbrechen und ihre beiden Kundschafter zu befreien. Sobald der Tao-tai und der Fu-tai diese neue Gewaltthat erfuhren, entsetzten sie den furchtsamen Jen seines Amtes und ernannten an seine Stelle den entschlossenen Wu, welcher denn auch die ganze Sache rasch zu Ende führte. Die fünf Schuldigsten wurden sofort in Hong-tschëu-pao ergriffen und nur der Fürbitte des P. Guizzardi verdankten sie es, daß sie nicht sogleich die Bastonnade erhielten und mit dem Kang belastet wurden. Bei der öffentlichen Verhandlung, zu welcher sich eine große Menge Heiden eingefunden hatten, hielt Wu eine fast zweistündige Rede, in welcher er zuerst den Schuldigen vorhielt, daß sie die Rechte der Gastfreundschaft sowohl, als die Gesetze des Reiches verletzt hätten, da diese die christliche Religion für eine gute erklären und ihre Ausübung gestatten. Dann ging er zu einem begeisterten Lobe des Christenthums und der Missionäre über und schloß damit, daß er die Gefangenen zur Dankbarkeit gegen die Missionäre aufforderte, deren Großmuth jede Bestrafung ihrer Verfolger abgelehnt hatte. Wenige Tage später wurde P. Guizzardi vom Mandarin Wu und dem abgesetzten Jen in feierlichem Aufzug nach Hong-tschëu-pao geleitet; in der Pagode, von welcher aus der Sturm gegen die Kirche begonnen hatte, hielt Wu eine neue Lobrede auf das Christenthum und eine Strafpredigt gegen die Unduldsamkeit der Heiden; auch wies er in den zur Pagode gehörigen Gebäulichkeiten einige Räume an, die als Kirche, Schule und Wohnung dienen sollten, bis die neue Residenz wieder aufgebaut sei. Nach seiner Rückkehr nach Hing-kus schickte er dem Missionär 100 Taëls (600 Mark) als seine eigene Beisteuer für den Bau und erließ zwei Edikte, in deren erstem er wieder die christliche Religion preist, während er in dem zweiten die Heiden ermahnt, alles, was sie noch von den geplünderten Gegenständen besäßen, der Mission zurückzustellen und selbst beim Bau der Kirche zu helfen. Auch der Tao-tai ließ auf den Wunsch des französischen Consuls das Edikt anschlagen, welches das Christenthum für erlaubt im ganzen chinesischen Reich erklärt und die Mandarine anweist, den Missionären ihre Unterstützung zu leihen, so oft dieselbe zum Schutz der Gewissensfreiheit nöthig sei.

Nachdem so alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt waren, kehrte ich selbst wieder in meine Mission zurück und installirte mich in der Pagode. Seither habe ich erfahren, daß die Verfolgung uns nicht geschadet hat; mehrere Heiden haben sich bereits als Katechumenen gemeldet, andere schicken ihre Kinder in unsere Schule und gestatten, daß dieselben in der christlichen Religion unterrichtet werden, von den Bauleuten an der neuen Residenz lassen sich neun im Christenthum unterrichten; so dürfen wir hoffen, daß die Ernte in diesem Jahre reicher als je sein wird."

Ceylon.

Colombo. Am 1. April 1876 starb zu Colombo der hochw. P. Martin aus dem Benediktiner-Orden. Spanier von Geburt verließ P. Martin als junger Ordensmann sein Vaterland, um zuerst auf den Philippinen sich der Mission zu widmen. Von dort beriefen ihn seine Obern nach Perth in Westaustralien, wo die Benediktiner mit Erfolg versuchten, die wilden Eingeborenen in einer Reduction zu vereinigen und zu Christen zu erziehen. Hier wirkte er mehrere Jahre, bis Msgr. Bravi, der apostolische Vikar von Colombo, die Beihilfe des eifrigen Missionärs für seine Mission erbat und erlangte. In kurzer Zeit erlernte P. Martin mehrere Sprachen, welche unter den Eingebornen im südlichen Ceylon üblich sind, und drang bis zu den verlassensten Stämmen des Vikariates vor. Seine Hauptwirksamkeit aber entfaltete er in Point de Galle, wo er nicht nur eine prächtige Kirche erbaute, sondern auch sehr blühende Schulen für die katholischen Knaben und Mädchen errichtete. Über seine dortige Thätigkeit entnehmen wir einem Briefe des hochw. P. Reschauer, eines österreichischen Jesuiten, welcher im Jahre 1874, auf seiner Reise nach Australien, mehrere Tage in Point de Galle verweilte, folgende Mittheilung:

„Am Donnerstag den 15. Januar (1874) langten wir in Point de Galle an. Es ist dieses eine Station für alle die verschiedenen Dampfer, welche Hinterindien, China und Japan, Australasien und Australien oder aber umgekehrt von dort aus Vorderindien und Europa zum Ziele haben.

Der Hafen von Galle sieht sich prachtvoll an; könnte ich ihn auch harmlos nennen, ich würde es thun, aber das verdient er weniger. Ja, er scheint ein tückisches Gewässer zu bergen. Nicht selten ankert man hier mit vier Ankern, fast nie mit weniger als zweien. Die Wasserfläche schaut sich so hübsch an und im Ganzen so ruhig, aber in der Tiefe muß es toben. Unser Dampfer schaukelte in einem fort, ja bisweilen recht verdrießlich. Auf der hohen See läßt man sich's gefallen; indeß im Hafen, meine ich, da möchte man Ruhe. Zu unserm weitern Verdruß mußten wir da drei Tage halten, bis die Posten und Passagiere von Hinterindien und China, sowie von Europa hier aufgenommen waren. Denn daß verschiedene Dampfer zur selben Stunde, ja selbst am selben Tage, sich allezeit ohne Ausnahme pünktlich treffen, das ist bei einem so beweglichen Ding, wie der Seeverkehr mit seinen Elementen, rein unmöglich. Indeß diese drei Tage darf ich doch nicht Tage des Verdrusses nennen; o nein, es waren sehr willkommene Tage in Bezug auf die Insel. Ja, ich bin herzlich froh, daß ich, wenn auch nur zum unbedeutendsten Theile, das herrliche Eiland betreten konnte. Auch der Boden dieser wunderherrlichen Insel wurde durch die apostolischen Bemühungen des großen Xaverius geheiligt. Es ist natürlich, daß solche Erinnerungen einem gläubigen Gemüthe unendlich lieb zur Seite stehen, wenn man die süße Gelegenheit hat, geschichtlich so geheiligten Boden zu betreten.

In Galle selbst ist gegenwärtig ein katholischer Missionär, und zu dem lenkten wir unsere ersten Schritte. Seine Wohnung ist nicht schwer zu finden, denn sie steht ganz nahe bei der Kirche, und die Kirche selber vor Aller Augen. Als wir noch an Bord waren und um die Gegend nichts wußten, zogen unsere Aufmerksamkeit zwei freundliche Thürme auf sich, welche auf einer imposanten Anhöhe aus dem frischen Grün emporragten. Wie ich gleich vermuthete, war es wirklich zu meiner größten Freude die katholische Kirche. Ein Zingalese, welcher auf das Schiff gekommen war, selber kein Katholik, sondern ein Buddhist, gab mir die nöthige Auskunft. Dahin also zuerst! Der wackere Missionär, ein edler Benediktiner aus Spanien, nahm uns mit brüderlicher Herzlichkeit auf. Wie froh bin ich, dieses trefflichen Paters Bekanntschaft gemacht zu haben!

P. Martin, das ist sein Name, ist seit vielen Jahren in den Missionen. Er war lange Zeit auf den Philippinen, dann auch in Australien gewesen, und bereits zum zweiten Male jetzt nach Galle gesendet worden. Ein Mann voll Eifer, voll Klugheit und Erfahrung, voll Energie! Soeben baute er eine große Kirche fertig, welche nicht bloß wegen ihrer ausgezeichneten Lage, in der sie gleichsam den ganzen Hafen beherrscht, sondern auch wegen ihrer Größe und Architektonik ein wahrer Ruhm der zingalesischen (ceylonesischen) Katholiken ist. Sie wird Unserer Lieben Frau vom Rosenkranz geweiht.

Und diese Kirche wird gewiß nicht leer stehen; denn die Gemeinde zählt schon über 1600 katholische Zingalesen, d. i. Eingeborne. Neben der Kirche steht die Schule; Lehrer wie Schüler sind Zingalesen. Wir staunten nicht wenig über den trefflichen Stand dieser Schule: etwa 210 Zöglinge in mehreren Abtheilungen oder Klassen, — aber alle zusammen im selben Saale; jeder Lehrer mit seinen Schülern



Die Kirche U. L. Fr. vom Rosenkranz in Point de Galle (Ceylon).

— keiner stört den andern. Ich konnte natürlich nur über das Englische und Latein, sowie über das urtheilen, was sie in englischer Sprache vorlegten: Alles übertraf meine Erwartung. Alle lasen, schrieben und sprachen so gut und waren dabei so artig und verständig in all' ihren Antworten, wie man es nur in sehr gut gehaltenen Schulen finden kann. Die höhere Abtheilung — d. h. jene, die etwa 3—4 Jahre die Schule besuchten — löste die eine oder andere nicht ganz leichte Gleichung mit einer Unbekannten — jeder Schüler auf seiner Tafel für sich — binnen 3—4 Minuten, mit der größten mathematischen Fertigkeit und Genauigkeit.

Gerade war es 12 Uhr, und als vom Thurme das Glockenzeichen zum englischen Gruß ertönte, knieten die jungen Leute andächtig nieder und beteten. Diejenigen unter ihnen, welche Heiden waren — denn auch solche kamen zur Schule — verhielten sich während des Gebetes anständig und ruhig. Was mir der gute Pater über die Sitten seiner Gemeinde erzählte, erinnert an die schönen reinen Zeiten der ersten Christen.

Noch weiter gefiel mir besonders, daß sie das Englische — eine ihnen fremde Sprache — mit solcher Leichtigkeit, fast möchte ich sagen mit Vorliebe, sprachen; gewiß erleichtert das auch katholisches Wirken. Und wo wir Kinder trafen, die in der Nähe herum waren, fanden wir sie alle so offen, so artig und freundlich, dabei so reinlich und sittsam gekleidet, daß es eine Freude war. Ehre diesen Zingalesen, Ehre dem eifrigen Priester!

Vom P. Martin weg machten wir eine Runde um den Hafen durch den Stadttheil der Europäer, durch jenen der Eingebornen und durch die Palmenhaine. Auf unserem Spaziergange trafen wir auch die englische Kathedrale. Ein neuer herrlicher Bau in Kreuz=

form, vieles nach stilgerechten alten Formen gothischer Bauart — im Ganzen aber sogenannte neuere englische Gothik. Kommt man hinein, so scheint Alles zum Irreführen; nur fehlen Bilder oder Statuen, nur fehlt der gekreuzigte Erlöser und seine Wohnung unter uns Menschenkindern: der Tabernakel mit dem heiligen Sacramente. Sonst haben diese guten Leute unverkennbar viel Sinn für edle Liturgik, — leider ohne Leben, ohne Seele. Möchte doch die göttliche Güte es recht bald fügen, daß diese Engländer mit ihren in's tiefste Wesen hinein so christlichen, ja katholischen Anlagen ihre alten Irrwege verlassen und in's Vaterhaus heimkehren! Das braucht Gebet und Opfer."

Kaum hatte P. Martin seine schöne Kirche zu Ehren U. L. Frau vom Rosenkranz erbaut und war dieselbe vom hochw. apostolischen Vikar von Colombo, Msgr. Sillani, eingeweiht worden, so wurde er nach Colombo berufen, um am Mittelpunkte des apostolischen Vikariates seinen Seeleneifer zu entfalten. Allein hier setzte der Tod seinem Wirken eine Grenze. Auf den Wunsch der Gläubigen wurden seine sterblichen Überreste nach Point de Galle übertragen, um in der von ihm erbauten Kirche unter dem Schutze der allerseligsten Jungfrau der seligen Auferstehung zu harren. R. i. p.

Es fehlt übrigens noch viel daran, daß alle Kirchen auf Ceylon der von Point de Galle entsprechen. In früherer Zeit allerdings, so lange unter dem Schutz der damals noch katholischen Regierung von Portugal die katholische Kirche auf Ceylon blühte, entstanden herrliche Gotteshäuser; die Ruinen der Kirche von Atschuweli, einer Vorstadt von Valikamam (einige engl. Meilen nordöstlich von Dschaffna), legen noch Zeugniß davon ab; aber die Unterdrückung der Katholiken zuerst durch die Holländer, später durch die Engländer, zerstörte nicht nur die bestehenden Gotteshäuser, sondern ließ auch an Neubauten nicht denken. Als endlich die Engländer auf Ceylon Religionsfreiheit gewährten und die katholischen Missionäre ihre Arbeiten wieder aufnehmen konnten, mußten sie sich zunächst mit dem Nothdürftigsten begnügen. So entstand die Kathedrale von Dschaffna, die auf nichts weniger als auf Schönheit oder Großartigkeit Anspruch erheben kann. Sie ist 56 m. lang und 13 m. breit, hat dabei 3 Schiffe, welche durch 8 m. hohe Holzsäulen von einander geschieden sind. Rechts schließt sich an dieselbe ein langer, niedriger Holzbau, die Wohnung des Bischofs und seiner Missionäre, an, während an der entgegengesetzten Seite das bischöfliche Seminar sich erhebt. Der links im Vordergrund liegende Schuppen dient während der Charwoche zur Darstellung der Leidensgeschichte. Wie man sieht, ist Alles höchst bescheiden und einfach.



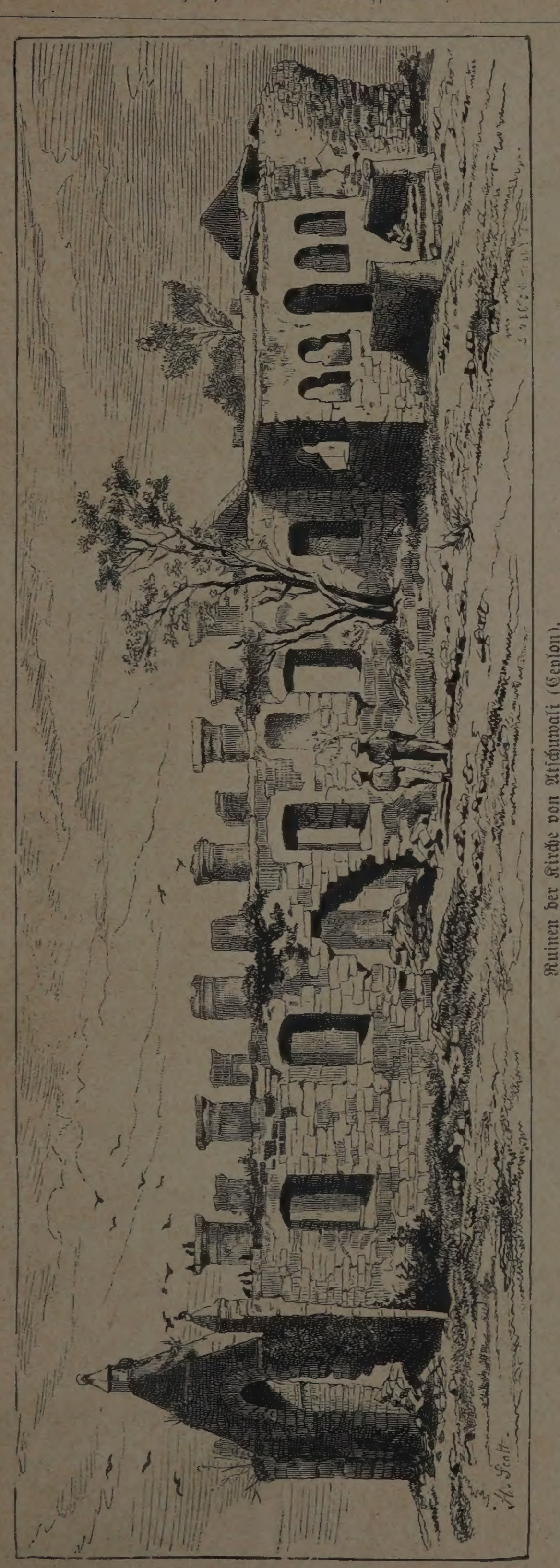
Kathedrale und bischöfliche Residenz von Dschaffna (Ceylon).

Malabarküste.

Im vorigen Jahrgang haben wir die ausführliche Denkschrift des hochw. P. Duval, aus dem Dominikaner-Orden, mitgetheilt, in welcher derselbe die durch die Hartnäckigkeit des chaldäischen Patriarchen hervorgerufenen Wirren in Mesopotamien schildert. Nur vorübergehend wird dort erwähnt, daß der Patriarch den entschiedensten und verwegensten seiner Anhänger, den Bischof Mellus, nach Indien geschickt habe, um auch die chaldäischen Christen der Malabarküste zum Schisma zu verleiten. P. Duval hatte keinen Anlaß, auf die traurigen Erfolge jenes Sendlings einzugehen; wir müssen aber unsere Leser kurz davon unterrichten. Die chaldäischen Christen Indiens wohnen hauptsächlich in den drei apostolischen Vikariaten Mangalur, Verapoli und Quilon (Köllan), welche alle drei dem Carmeliter-Orden anvertraut sind, sowie im Erzbisthum Goa. Im August 1874 kam der Bischof Mellus auf seiner Reise nach der Malabarküste in Bombay an. Der heilige Vater hatte bereits, sobald er dessen Abreise vernommen hatte, Msgr. Mellano, den apostolischen Vikar von Verapoli, beauftragt, Mellus namentlich zu excommuniciren, sobald derselbe die Malabarküste betreten und nach dreimaliger kanonischer Aufforderung sie nicht verlassen würde, und Msgr. Mellano hatte die übrigen Bischöfe Indiens von diesem Auftrage des heiligen Vaters benachrichtigt. Als daher Msgr. Meurin, der apostolische Vikar von Bombay, die Ankunft des schismatischen Bischofes erfuhr, suchte er diesen sowohl durch die Hinweisung auf die angedrohte Excommunication als durch Vorstellungen und Ermahnungen von dem verbrecherischen Vorhaben abzubringen. Vergebens! Alles, was er erlangte, war das Versprechen, Bombay nicht zu verlassen, bis er auf's Neue von seinem Patriarchen dazu aufgefordert werde; allein wenige Tage nach diesem Versprechen verließ er heimlich Bombay und landete in Trichoor (Tritschur), einer chaldäischen Pfarrei, welche durch einen früheren Zögling der Propaganda, Kas Philippos

Azais, bereits für das Schisma gewonnen war. Indessen gewann er Anfangs nur wenige Anhänger, namentlich der Klerus hielt treu zu seinen rechtmäßigen Bischöfen, obgleich Mellus eine päpstliche Bulle fabricirte, gemäß welcher die Jurisdiction über die Malabarküste dem chaldäischen Patriarchen übertragen worden sei. Um sich Gehilfen zu verschaffen, weihte der Schismatiker eine Menge ungebildeter Leute zu Diakonen und Priestern. Da die Verwirrung immer größer wurde, indem er es verstand, die von ihm Geweihten in die katholischen Pfarreien einzuschmuggeln, ernannte der heilige Vater den apostolischen Vikar von Bombay zum apostolischen Delegaten für die chaldäischen Kirchen der Malabarküste. In dieser Eigenschaft kam Msgr. Meurin im Mai des verflossenen Jahres (1876) unter die bedrohte Heerde. Der schismatische Bischof wich ihm aus und beantwortete auch nicht die an ihn gerichteten Schreiben. So sah sich Msgr. Meurin genöthigt, am 22. August 1876 folgendes Ultimatum an denselben zu richten:

Hochwürdigster Herr! Mein Privatbrief vom 9. Mai, in welchem ich Sie bat, Malabar zu verlassen, meine öffentliche Erklärung vom selben Datum, in welcher ich Ihnen den Mangel jeder legitimen Gewalt für dieses Land nachwies, und mein Hirtenschreiben vom 29. Juni, zur Widerlegung aller jener Gründe, durch welche Sie beweisen wollten, daß Sie mit Genehmigung des heiligen Stuhles hierhergekommen seien, sind sämmtlich ohne Antwort von Ihrer Seite geblieben. Dieß setzt mich nicht in Erstaunen, da die im Auftrage des heiligen Stuhles gegen Sie verkündete feierliche Excommunication und der eigenhändige Brief Sr. Heiligkeit des Papstes an das gläubige Volk von Ollur in derselben Weise von Ihnen verachtet und unberücksichtigt gelassen wurden. Eine solche Hartnäckigkeit in Ihrem gesetzwidrigen und schuldvollen Beginnen ließ sich erwarten, seit Sie



Ruinen der Kirche von Atschuwali (Ceylon).

Ihre arme Heerde von Akra, welcher Sie bis zum Tode hätten treu bleiben sollen, verließen, und trotz des ausdrücklichen Verbotes des heiligen Stuhles, trotz der Suspension, welche Sie sich bereits zugezogen hatten und trotz der Ihnen angedrohten Excommunication sich nach der Malabarküste begaben in der voll und klar bewußten Absicht, ein Schisma zu schaffen unter den syrischen Christen von Malabar, welche bisher in treuer Anhänglichkeit gegen die heilige katholische Kirche und ihren obersten Bischof, unsern glorreichen Papst Pius IX., verharrten.

Aber es ließ sich nicht erwarten, daß Sie auf meine öffentlich erhobene Beschuldigung, Sie hätten sich gesetzwidrig in diese Kirchen von Malabar eingedrängt, Sie hätten das Volk mittelst eines gefälschten Documentes betrogen, Sie hätten der Wahrheit zuwider erklärt, das Vatikanische Concil habe dem Patriarchen von Babylon Jurisdiction über Malabar verliehen, Sie hätten endlich ein verhängnißvolles Schisma unter den friedlichen Malabaresen in's Leben gerufen — ich sage, es ließ sich nicht erwarten, daß Sie solch schweren Anschuldigungen gegenüber im Schweigen verharren würden. Weßhalb? Mußten Sie nicht fürchten, daß Ihre eigenen Anhänger auf den Gedanken geriethen, der Grund Ihres Schweigens liege in der Unmöglichkeit einer Antwort auf diese schweren Beschuldigungen, welche Sie mit frechen Eindringlingen und sogar mit gemeinen Betrügern auf eine Linie stellen? Sicherlich, das sieht Jedermann, wenn Sie wirklich vom heiligen Stuhle mit einer so erhabenen Würde, als der eines Erzbischofs von Malabar, betraut sind, so sind Sie im Gewissen verpflichtet, dieselbe gegen jeglichen ungerechten Angriff zu schützen. Mußten Sie denn nicht fürchten, daß Ihre eigenen Parteigänger aus Ihrem Schweigen mit Recht den Schluß zögen, der Vorwurf, welchen ich öffentlich gegen Sie erhebe, könne nicht unbegründet sein, sondern müsse auf Wahrheit beruhen? In der That, indem Sie es nicht versuchten, sich selbst zu rechtfertigen, haben Sie jetzt bereits viel von dem Vertrauen verloren, welches Sie durch die Veröffentlichung

einer gefälschten päpstlichen Bulle sich zu verschaffen wußten. Sie können Ihr Schweigen nicht mit der Behauptung entschuldigen, daß Sie geduldig Verfolgung litten, daß Sie in Demuth die linke Wange dem böten, welcher Sie auf die rechte geschlagen, und daß Sie Böses mit Gutem vergälten; denn Sie sind nicht im Stande, den Beweis zu erbringen, daß die gegen Sie erhobenen Anschuldigungen falsch und ungerecht sind, und daß Sie somit unschuldig zu leiden haben. Sie sollten es nicht einmal versuchen, Ihr Schweigen aus der Sanftmuth, Demuth und Liebe des Christenthums zu erklären, damit nicht Ihre eigenen Anhänger den Argwohn schöpfen, Sie gehörten zur Zahl derjenigen, welche in Schafskleidern kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind (Matth. VII. 15); Sie verbärgen das Unvermögen, Ihre Handlungen zu vertheidigen mit dem Mantel der Heiligkeit, und fügten so Heuchelei zum Betruge. Mögen denn Alle, welche noch daran glauben, daß Sie mit der Genehmigung des heiligen Vaters kommen, es deutlich vernehmen, daß Sie die erhobenen Anschuldigungen deßhalb nicht widerlegen, weil Sie es nicht können, und daß Sie es nicht können, weil dieselben wahr sind. Sie sind nicht bloß ohne Erlaubniß des heiligen Stuhles, sondern gegen sein ausdrückliches Verbot hierher gekommen. Sie sind deßhalb mit Recht von der heiligen katholischen Kirche excommunicirt, und jene, welche Ihnen folgen, sind daher gleichfals vom heiligen Stuhle getrennt, sind vom lebendigen Baume der heiligen römischen katholischen Kirche abgerissene Zweige, obschon sie vielleicht selbst dieß ihr Unglück nicht kennen.

Welche Segnungen kann der allmächtige Gott den Christen der Malabarküste spenden durch die Hände eines Hirten, „welcher nicht durch die Thüre in den Schafstall eingeht, sondern auf anderem Wege einsteigt?" (Joh. X. 1.) Welche Wohlthaten haben Sie den Christen dieses Landes gebracht, die in Frieden lebten, ehe jener unwürdige Mönch, Philipp Azais, sich vermittelst gefälschter Documente in diese Gegenden eindrängte und den Weg für Ihr Eindringen bahnte? Und was haben Sie diesen Leuten Gutes gethan, welche so treu dem heiligen Stuhle anhingen, ehe Sie hierherkamen, Ihre erdichteten apostolischen Schreiben zu veröffentlichen? Wir sehen kein Wachsthum in ihrer Anhänglichkeit an unsern heiligen Vater, keinen Fortschritt an Tugend oder Heiligkeit; wir sehen noch viel weniger irgend welche Zunahme des Friedens und Glücks in ihrem Lande, in ihren Dörfern, in ihren Kirchen, in ihren Familien und ihrem eigenen Gemüthe und Herzen. Im Gegentheil, die Wohlthaten, welche Sie den malabarischen Christen spendeten, sind Entzweiung, Streit und Blutvergießen, dessen Zeugen manche Pfarreien waren; schuldvolles Processiren über Kirchen-Eigenthum und verbrecherisches Wegschleudern des Kirchen-Vermögens, welches für die Feier des Gottesdienstes und nicht in der Absicht gegeben war, durch Rechtsstreitigkeiten vergeudet zu werden; zahlreiche Todsünden, wie Haß, Verleumdung und Feindschaft zwischen Mitbürgern und sogar zwischen Gliedern derselben Familie; ungiltige Absolutionen aus der Hand der Priester, denen Sie keine Jurisdiction geben konnten, weil Sie selbst keine besitzen; sacrilegische Communionen, da die Sünden, welche Ihre Anhänger vor der Communion beichteten, nicht vergeben werden konnten von jenen Priestern, welche Ihnen folgen; ungiltige Ehen, da sie vor Priestern geschlossen wurden, welche nicht die gesetzlichen Pfarrer sind; sacrilegische und ungesetzliche Ordinationen, da die Malabaresen nicht Ihrer Jurisdiction unterstehen; das ewige Verderben vieler Seelen, weil Ihre Anhänger mit der schweren Sünde des Schisma auf dem Gewissen sterben; bitterer Kummer im Herzen der Gläubigen, wenn sie hinblicken auf all' diese Leiden, die jetzt ihre einst so glückliche Heimath verwüsten; Besorgniß und Unruhe im Gemüthe Aller im Hinblick auf den endlichen Ausgang dieses so unheiligen Streites; Unzufriedenheit und Unglück überall, insbesondere aber in der Brust jedes rechtschaffenen und bieder gesinnten Malabaresen.

Dieses sind die Gaben und Wohlthaten, welche Sie, Bischof Mellus, diesem einst glücklichen Lande und seinem harmlosen und unschuldigen Volke gespendet haben, dessen einziger Fehler in dem Glauben bestand, chaldäische Mönche und Bischöfe könnten es nicht betrügen und verrathen. All dieses Unheil, welches Ihr schismatisches Eindringen verursacht, lade ich auf Ihr Gewissen, und das Volk von Malabar wird noch durch Generationen mit tiefem Schmerz und Bitterkeit des Herzens sich Ihres Namens erinnern!

Da der heilige Vater mich als apostolischen Visitator nach Malabar gesandt hat, so hielt ich es für meine Pflicht, die Langmuth und Geduld nachzuahmen, mit welcher er bisher die formelle Excommunication des bejahrten Patriarchen, selbst nach der dreimaligen kanonischen Mahnung, verzögerte. Auch habe ich bisher unterlassen, Sie wegen Fälschung vor einem Criminal-Gericht zu belangen, um zuvor alle übrigen Mittel zu erschöpfen, welche Sie und Ihre Begleiter veranlassen könnten, dieses Land zu verlassen. Jetzt versuche ich das letzte dieser Mittel. Sollte auch dieses fehlschlagen, und sollte ich Sie alsdann vor dem Straf-Gerichtshof belangen, so wird, wenn ich solche Schmach über einen bischöflichen Mitbruder bringe, und der Welt das seltene Ärgerniß biete, zu sehen, wie ein christlicher Prälat wegen des Verbrechens der Fälschung gerichtet wird, dennoch Niemand mich eines voreiligen Verfahrens beschuldigen können.

Ich lade Sie also zu einer öffentlichen Unterredung in Gegenwart von Klerus und Volk ein, um in derselben die Vorlage authentischer Documente zu verlangen zum Beweise folgender Thatsachen, auf welchen Ihre Autorität beruht, welche ich dagegen positiv und bestimmt in Abrede stelle:

1. daß Sie nach Malabar gekommen seien mit der Vollmacht des heiligen Stuhles;
2. daß solche Vollmacht dem Patriarchen von Babylon ertheilt sei vom vatikanischen Concil;
3. daß die von Ihnen veröffentlichten apostolischen Briefe nicht gefälscht seien, sondern ächt und wahr;
4. daß Sie in gesetzlicher Weise Ihres bischöflichen Stuhles von Akra enthoben seien,
5. dagegen in gesetzlicher Weise zum Erzbischof von Malabar ernannt wurden;
6. daß die päpstliche Bulle, in welcher Sie feierlich excommunicirt werden, gefälscht und nicht ächt sei;
7. daß Sie kirchliche Jurisdiction in Malabar besitzen;
8. daß die von Ihnen und den Ihnen anhangenden Priestern ertheilte Absolution giltig und nicht ungiltig sei;
9. daß die von Ihnen und den Ihnen anhangenden Priestern gespendeten Sacramente keine Sacrilegien seien, und
10. daß Sie dem ewigen Richter keine Rechenschaft schulden über all die erwähnten Sünden, Verbrechen und Leiden.

Wenn Sie auf diese meine öffentliche Aufforderung nicht eingehen, so werden die Malabaresen genügende Einsicht besitzen, um zu sehen, daß Sie derselben aus eben dem Grunde ausweichen, aus welchem Sie, wie oben erwähnt, anstatt sich zu rechtfertigen, das Schweigen bewahrten, nämlich aus dem Grunde, weil Sie nicht im Stande sind, sich zu vertheidigen.

Wenn Sie dieselbe annehmen, so bin ich vollständig sicher, daß jene, welche Ihren Fälschungen noch Glauben schenken, von dem unheiligen und unwürdigen Betruge, den Sie ihnen gespielt, sich gründlich überzeugen werden. Was Zeit und Ort dieser öffentlichen Unterredung angeht, so biete ich Ihnen eine günstige Gelegenheit. Am Dienstag und Mittwoch den 19. und 20. September wird eine Versammlung von Klerus und Volk zu Ollur stattfinden. Wollen Sie von dieser Gelegenheit Gebrauch machen, so sind Sie willkommen; wo nicht, so überlasse ich es Ihnen, einen andern Ihnen genehmen Ort und Zeit im Lauf des September zu bestimmen. Die Sache sollte nicht auf einen entfernten Termin hinausgeschoben werden, weil der heilige Stuhl nicht wohl im Stande ist, die Angelegenheiten der malabarisch-syrischen Kirche zu ordnen, so lange das Schisma die Christen trennt.

Ich verbleibe Ew. bischöflichen Gnaden ergebener Diener in Christus:

† Leo Meurin, S. J., Bischof,
apostolischer Visitator von Malabar.

So hielt denn der apostolische Visitator am 19. und 20. September zu Ollur jene angekündigte Versammlung; Bischof Mellus war nicht erschienen. Die Versammlung ward mit einem feierlichen Pontificalamt des Visitators und dem Veni Creator eröffnet. Der Kirchenfürst erklärte in seiner Anrede: Das Volk, zu welchem der heilige Stuhl einen Bischof sende, habe das unbestreitbare Recht, von den apostolischen Schreiben Einsicht zu nehmen, in welchen das Haupt der Kirche diesem Bischof seine Gewalt überträgt. Während Bischof Mellus sich weigere, seine Beglaubigungsschreiben dem Volke von Trichoor und jenen, welche dessen Beispiele folgen, zu zeigen, so halte er, der apostolische Visitator, es vor allem weitern Vorgehen für seine Pflicht, der Versammlung seine Documente und insbesondere das auf Pergament geschriebene apostolische Breve, welches in Copien bereits über ganz Malabar verbreitet sei, im Original vorzulegen. Zwei Kathanaren machten nun mit dem apostolischen Breve und einem eigenhändig vom heiligen Vater an die Malabaresen gerichteten Briefe die Runde, so daß die Unterschriften beider Dokumente verglichen werden konnten. Das Volk sah dieselben ein und küßte ehrfurchtsvoll die Unterschrift des Papstes.

Nach Beendigung dieser Ceremonie erklärte Bischof Meurin durch den hochw. Herrn E. Nidiry, seinen Dolmetscher, in einem fast zweistündigen Vortrage den Unterschied zwischen Schisma und Häresie, und bewies aus verschiedenen officiellen Documenten, daß Bischof Mellus keineswegs Erzbischof, sondern nur Bischof sei, und zwar für keinen andern Ort als nur für Akra in der Türkei; er zählte dann die einzelnen Decrete des vatikanischen Concils auf, in deren keinem sich auch nur die leiseste Andeutung von einer Vollmacht fände, welche dem chaldäischen Patriarchen von Babylon über Malabar verliehen wäre; zum Schlusse wandte er sich an die Versammlung: ob noch irgend Jemand eine Frage zu stellen oder die Lösung eines Zweifels zu begehren habe. Nur wenige Anhänger des Bischofs Mellus waren zugegen, denn dieser hatte den Seinigen den Besuch dieser Versammlung verboten. Es herrschte also lautlose Stille; Niemand meldete sich zum Wort; der Eindruck dieses Augenblicks war ein überwältigender. Als sich Niemand erhob, erklärte der Visitator, er wolle am folgenden Tage den Anhängern des schismatischen Bischofs eine neue Gelegenheit bieten, ihre Sache zu verfechten. Hiermit schloß die Versammlung.

Andern Tags, am Mittwoch den 20. September, legte der Visitator auf die Bitte vieler Neuangekommener abermals seine Beglaubigungsschreiben vor. Sodann erklärte er das Gerücht für unbegründet, Bischof Mellus habe seine Einladung zu einer Zusammenkunft angenommen. Er ließ hierauf einen Brief verlesen, welchen dieser ihm am Nachmittag des vorangehenden Tages übersandt hatte, und widerlegte nach jedem Absatze die Trugschlüsse dieses Schreibens. Eine Deputation überreichte nun einen Brief an die Versammlung von Ollur, welchen die Führer fast aller Kirchen aus dem Anhange des Mellus unterzeichnet hatten. Dem Visitator war es nicht schwer, die Nichtigkeit der hier vorgebrachten Gründe zu zeigen. Abermals richtete er die Frage an die Versammlung, ob noch irgend welcher Zweifel herrsche. Niemand erhob sich und die Versammlung wurde geschlossen.

Gerade zuvor war nochmals ein Brief des Bischof Mellus eingegangen, worin er aufforderte, man solle auf die Worte des Visitators nicht hören. Letzterer aber fand in seiner Predigt bei der kirchlichen Schlußfeier am Abend Gelegenheit, auch diesem Schreiben des schismatischen Bischofs die gebührende Abfertigung zu geben.

Venezuela.

Als wir vor wenigen Monaten (1876, S. 175) den Gesetzentwurf mittheilten, durch welchen in Venezuela die katholische Kirche rechtlos und gleichsam vogelfrei erklärt werden sollte, konnten wir nicht hoffen, daß dieser so rücksichtslos herbeigeführte Kirchenstreit ein rasches Ende nehmen würde. Indessen das Ungehoffte ist geschehen und die staatliche Gewalt jener Republik hat sich wieder mit dem heiligen Stuhle ausgesöhnt. Die verschiedenen uns über diese glückliche Beilegung der unseligen Wirren zugekommenen Nachrichten wollen wir kurz zusammenfassen.

Msgr. Guevara, der ehrw. und muthige Erzbischof von Caracas, der durch sein entschiedenes Festhalten an den Rechten der Kirche mehr als alle Andern den Zorn des Präsidenten Gusman Blanco gereizt hatte, wollte nicht, daß seine Person einem möglichen Friedensschlusse zwischen Kirche und Staat im Wege stehe. Weil aber Anzeichen vorhanden waren, daß die Behörden von Venezuela zum Nachgeben geneigt seien, wofern man ihnen nur entgegenkomme, bat Msgr. Guevara den apostolischen Delegaten von San Domingo, Haiti und Venezuela, Msgr. Rochus Cocchia, seine Demission von dem erzbischöflichen Stuhle von Caracas anzunehmen. Der apostolische Delegat übermittelte diesen Vorschlag telegraphisch an den heiligen Stuhl, und als der heilige Vater diese Demission annahm, konnte zu weiteren Verhandlungen geschritten werden. Msgr. Cocchia schiffte sich sofort von S. Trinidad nach Venezuela ein; stürmisches Wetter hinderte ihn einen Tag lang, in Guayra zu landen, und gerade an diesem Tage wurde der berüchtigte Gesetzentwurf in dritter Lesung von den Kammern angenommen. Als der Delegat daher am folgenden Tage das Schiff verlassen konnte, schien alle Hoffnung auf Versöhnung verloren. Allein er bat um eine Zusammenkunft mit dem Präsidenten, der sich zu diesem Zwecke nach Guayra begab, und dort wurde in einer zweistündigen Conferenz der ganze Streit geschlichtet. Zwar erhob Gusman Blanco im Beginn der Verhandlungen übertriebene Forderungen, allein er ging bald davon ab, da er wohl selbst einsehen mußte, daß sie ihm nie würden gewährt werden.

In Folge der Übereinkunft wurde der schmähliche Gesetzentwurf, obgleich er schon in dreimaliger Abstimmung von den Kammern angenommen war, von der Regierung zurückgezogen, die Verbannung der „renitenten" Geistlichen aufgehoben und allen außerhalb des Gebietes der Republik weilenden Priestern die Rückkehr gestattet; ebenso wurde auch die Frage wegen der weiblichen Ordensgenossenschaften geregelt, dem zurückgetretenen Erzbischof von Caracas ein anständiger Jahrgehalt zugesichert und Msgr. Cocchia feierlich als apostolischer Delegat anerkannt; als neuen Erzbischof von Caracas brachte der Präsident den Canonicus Msgr. J. A. Ponte in Vorschlag, sowie als Bischof von Merida den Dr. Thomas Zerpa. Als der heilige Vater telegraphisch sich mit diesen Abmachungen einverstanden erklärte, erließ das Ministerium des Innern ein Circular an alle Behörden, in welchem es den Abschluß der Convention anzeigte und mit den Worten schloß: „Der Kirchenstreit ist also beendet

und der Präsident hat uns beauftragt, Sie zu ermahnen, daß Sie sich aus allen Kräften bemühen, in vollständiger Einigkeit mit der katholischen Geistlichkeit zu leben und durch Ihre Autorität dieselbe in der freien Ausübung ihres Amtes zu unterstützen."

Msgr. Cocchia reiste mit den Aktenstücken und einem sehr ehrfurchtvollen Schreiben des Präsidenten an den heiligen Vater, das diesen sehr befriedigte, nach Rom, um ausführlichen Bericht zu erstatten. Das Resultat seiner Verhandlungen zeigte sich bei der Präconisation von Bischöfen am 29. September 1876, indem sich unter den Neuerwählten auch Msgr. Ponte als Erzbischof von Caracas und Msgr. Zerpa als Bischof von Merida befinden. Der apostolische Delegat selbst aber hat sich wieder nach Venezuela eingeschifft, um die beiden neuen Bischöfe zu consecriren und über die Ausführung der neuen Übereinkunft zu wachen.

Miscellen.

Katholische Missionen und methodistische Revivals. Einem Briefe aus New-York vom 24. November (Wahrheitsfreund, 28. November) entnehmen wir Folgendes: „Am vorigen Sonntag wurde in der Marienkirche zu Brooklyn die Mission geschlossen, welche der hochw. P. Damen S. J. dort mit so großem Erfolge gab. Am Nachmittag ertheilte der eifrige Missionär noch Unterricht für mehrere hundert Erwachsene und Kinder, die demnächst das heilige Sacrament der Firmung empfangen sollen. Sein Wirken war sehr segensreich. Unwillkürlich mußte ich der ‚Revivals' gedenken, welche vorzüglich unter den englischen Bibelchristen so sehr in Übung sind. Einen größeren Contrast als katholische Missionen und protestantische Revivals gibt es wohl nicht. Während der englische Revivalprediger im Lande umherzieht mit einem Koffer voll Predigten, die von berechneten Theatereffekten und Witzworten, von himmelhohem Entzückungsdusel und unergründlich tiefem Zerknirschungsjammer strotzen, mit Liederbüchern voll der wunderlichsten Melodien (— deutschen Studenten, Soldaten und Jägern dürften viele nicht unbekannt sein —) und noch wunderlicheren Texten; während er seine Waaren nicht ausbietet, bevor er sich zuerst versichert hat, ob auch ein Geschäft damit zu machen ist: erscheint der katholische Missionär mit möglichst geringem Gepäck, aber mit um so vollerem Herzen, mit um so hellerem Kopf, mit um so festerem Willen und mit um so größerer Selbstverleugnung. ‚Dollars zu gewinnen' ist nicht seine Absicht, sondern Seelen zu retten sein einziges Ziel. Er tröstet die Traurigen, erquickt die Leidenden, stärkt die Schwachen, ermahnt die Wankelmüthigen und ist ein Wegweiser der Verirrten; er hält keine bombastischen, blumenreichen Reden, sondern spricht in kerniger, eindringlicher, allgemein verständlicher Weise zum Herzen und Gewissen seiner Zuhörer. Betrachte dagegen einen ‚Revivalisten' — er macht für seine (Geschäfts-) Sache Reclame, und preist sein Talmi-Gold als echtes Edelmetall, seine geschliffenen Glasscherben als ächte Edelsteine. Er redet und singt, jubelt und seufzt, steckt sein Geld ein und — geht. Dollars hat er erworben, aber Seelen?! Und doch sind diese Revivals ein bemerkenswerthes Zeichen der Zeit, denn die rege Betheiligung an denselben, die großen Geldopfer, welche zu ihrer Inscenirung willig gebracht werden, bekunden deutlich, wie tief das Volk die Leere im Herzen empfindet und wie sehr es nach Seelenspeise lechzt. Ich stelle gewiß keine neue Behauptung auf, wenn ich sage: nur die Unkenntniß der katholischen Lehre und das durch Jahrhunderte genährte Vorurtheil hält die Masse der Religionsbedürftigen von der Schwelle unserer heiligen Kirche fern. Ich habe schon Manchen, der nur einmal einer katholischen Mission beigewohnt hatte, ohne Katholik zu sein, sagen hören: ‚Wenn ich das Wirken eurer Priester mit dem anderer Geistlichen vergleiche, dann ist es mir fast unerklärlich, weßhalb ich mich nicht schon früher um die katholische Kirche gekümmert habe. Aber ihr verlangt ein zu strenges Leben, zu viel Entsagung und Abtödtung des Fleisches.' — Ja, lieber Wahrheitsfreund, protestantisch ist gut leben, aber — katholisch ist gut sterben. Wann aber denkt der Genußmensch an's Sterben? — Wenn der Tod ihm auf der Brust sitzt, wenn er am Rande des Grabes, auf der Schwelle der Ewigkeit steht; und dann ist's ja leider zu spät. Gestatten Sie mir diese Abschweifung; sie lag so nahe, da das Comité für Missionen von der Methodist-Episcopal-Kirche hier in Sitzung war und 340,000 Dollars für auswärtige Missionen auswarf. Der Bericht über die Verhandlungen liegt vor mir und starrt von Zahlen, von denen die größten Dollars und Cents, die kleinsten ‚Bekehrte' bedeuten; dann steht noch recht viel von schönem Grundeigenthum, prachtvollen Gebäuden, kostbaren Hauseinrichtungen — und hohen Gehalten für die ‚Missionäre' darin; — sonst Nichts."

Für Missionszwecke.

		Mark.
Für Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:		
Von einer Wittwe aus Isen (Oberbaiern)		85.—
Von A. L. aus Grafing durch Herder & Co. in München		20.—
Für Bilder für die Missionen:		
Aus Rumillies	Frk. 20.	16.—
Durch C.		10.—
Aus Düren	Frk. 50.	40.—
Für Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:		
Aus Hildesheim		21.—
Durch P. C.		20.70
Durch P. C		3.—
Sancta Maria, ora pro nobis		50.—
Von einem schwyzer. Pfarrer		16.—
Durch Pfarrer Tatzel in Oberglogau		23.50
Durch Gebr. Räber in Luzern aus Schattdorf	Frk. 23.	18.40
Für das amerikanische Colleg in Löwen:		
Durch Pfarrer Jansen in Frielingsdorf		1.—
Für den Wiederaufbau der St. Josephskirche in Hongkong:		
Hl. Joseph, bitte für uns	ö. W. fl. 3.	5.14
Für den Kindheit-Jesu-Verein:		
Durch Caplan Hasenöhrl in Röhrenbach		100.—
Aus Mergentheim: Von Schulkindern am Namenstag des Pfarrers		54 70
Aus Mergentheim: Von Schulkindern		47.—
Für Loskauf annamitischer Christinnen bezw. für die verfolgten Christen in Tongking:		
Von Rev. N. N., St. Francis, Wisc., durch B. Herder in St. Louis, Mo.	$ 5.	18.25
Für die katholische Mission in Japan:		
Durch Domkapellmeister Weber in Mainz		50.—
Aus einer Sparkasse	Frk. 10.	8.—
Für verschiedene Zwecke:		
Von A. Sch. in Beilngries		6.—
Von K. A. B. H.		9.—
Von C. A. G. durch Herder & Co. in München		5.—
Durch Pfarrer Kubinyi und Alexin		11.89
Von M. in Bonn		30 —
Durch Cooperator Eug. Oeh in Ingolstadt		5.—
Durch Pfarrer Mayer in Inneringen		70.—
Ad Intentionem sacerdotis Agathonis		30.—
Durch A. G. Steinhauser in Prag	ö. W. fl. 2.	3.43
Durch Caplan Beetz in Mosbach		48.—
Durch Fr. Böhm in Dittersdorf		100.—
Aus Neustadt durch Literar. Anstalt in Freiburg		3.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden).
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.